27./28. HEFT. 8. JULI. 1909.

Tagebuchblätter einer Nachbarin von Friedrichsruh.

Mitgeteilt von Wirkl. Geh. Rat Heinrich von Poschinger.

Vor einiger Zeit habe ich hier*) einen Brief Bismarcks mitgeteilt, den er an seinen Nachbar und Jagdpächter im Sachsenwalde, den jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt geschrieben hat und ich erwähnte, wie gern Bismarck sich des Rats dieses geschäftskundigen Hamburgers bediente. Heute will ich einige Tagebuchblätter der Frau Voigt mitteilen, welche die freundlichen Beziehungen des fürstlichen Hauses zur Familie Voigt treuherzig wiederspiegeln. Emil Voigt hatte, um seinem Revier nahe zu sein, das sogenannte Turmhaus in Friedrichsruh gemietet, das er im Sommer bewohnte.

Im Jahre 1880 siedelte die Familie Voigt nach Niendorf bei Hamburg über, wurde aber später durch die Erwerbung der hübschen Villa in Aumühle bei Friedrichsruh aufs neue Nachbar Bismarcks. Dadurch entwickelte sich zwischen beiden Familien ein freundschaftlich nachbarliches Verhältnis. Dem Fürsten Bismarck war es angenehm, mit dem erfahrenen Kaufmann über manche materiellen Fragen ungezwungen plaudern zu können, und die Fürstin Bismarck freute sich über die Besuche der Frau Voigt, die mit einer seltenen Herzensgüte ein ausgesprochenes musikalisches Talent verband, das auch Bismarck bis zum Schlusse seines Lebens zu würdigen verstand. Dem Fürsten Bismarck gewährte es, wenn er in Friedrichsruh lebte, eine Zerstreuung, Tischgäste, sei es aus Hamburg, sei es aus seiner Nachbarschaft, bei sich zu sehen; er wurde durch das Gespräch mit ihnen aus dem politischen

*) Vgl. 1. Heft, Jahrgang 1909, S. 13 f.

Ideenkreise herausgezogen, und er brauchte sich nicht den Zwang anzutun, wie wenn er eine offizielle Persönlichkeit aus Berlin zu bewirten hatte. Die Fürstin Bismarck hatte eines Tages Herrn Voigt und Frau in Friedrichsruh zu Tisch geladen, ohne daß ihr Gemahl davon wußte, da gerade der Minister Friedenthal zu Gast war, sagte Bismarck im Scherz zu Frau Voigt: „Sie sind mir als Tischnachbarin immer willkommen, nur dürfen Sie von dem, was Sie heute hören, nichts erzählen, denn ich will mit diesem Herrn über Politik sprechen."

Ich lasse nunmehr einige auf die fürstliche Familie bezügliche Auszüge aus dem Tagebuch der Frau Voigt folgen, welche durch ihre Schlichtheit und Herzlichkeit erklärlich machen, warum die Verfasserin in Friedrichsruh stets ein so gerne gesehener Gast war.

18. Dezember 1888.

Im Jahre 1887 habe ich nur die Fürstin gesehen, welche, wenn sie Geschäfte nach Hamburg riefen, gerne in unserer Stadtwohnung am Georgsplatz eine Tasse Tee einzunehmen liebte. Heute fuhren wir nach Friedrichsruh, einer Dinereinladung entsprechend. Ich fand den Fürsten, der pünktlich um 6 Uhr in unsern Kreis trat, nicht so wohl aussehend, wie vor 2 Jahren. Er bot an diesem Tage meinem Manne scherzweise sein zwischen Anmühle und Reinbeck gelegenes Gut Silk an. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin und der Gräfin Rantzau in das Damenzimmer, woselbst ich auf Wunsch der ersteren einige Stücke von ihrem Lieblingskomponisten Chopin vortrug. Sie erbat sich zunächst den „Valse post hume", der ihr wegen seiner melancholischen Stimmung besonders sympatisch war. Später kam noch Rubinsteins „Les fleurs", gleichfalls eines ihrer Lieblingsstücke, an die Reihe.

9. Januar 1889.

Wir fuhren heute bereits um 4,15 Uhr von Hamburg nach Friedrichsruh;*) diesmal empfing uns der Fürst bereits in der Garderobe; sein Aussehen war wiederum nicht besonders günstig. Da er uns — trotz seines üblen Befindens vor der Rückkehr nach Berlin**) noch sehen wollte, erfreute mich doppelt. Vor Tisch saßen wir in dem vor dem Speisezimmer gelegenen großen Wohnzimmer, über dies und jenes plaudernd. So erzählte die Fürstin, daß es ihr Prinzip sei, die ihr geschenkten Blumen, wenn sie verwelkt, zu verbrennen. Etwas nach 6 Uhr erschien Fürst Bismarck, der inzwischen eine Zeit lang mit dem Geheimrat Rottenburg gearbeitet hatte, in Begleitung dieses Herrn und eines Sekretärs. Er erkundigte sich in liebenswürdigster Weise nach meinem Befinden und reichte mir dann sogleich den Arm zum Gang in den Speisesaal.

*) Die Einladung war telegraphisch erfolgt. Friedrichsruh, 8. Januar 1889. Herrn Emil Voigt, Georgsplatz. Bitte möchten Sie uns morgen, Mittwoch, die große Freude machen, mit lieben Frau Gemahlin um $6^1/_2$ Uhr bei uns zu essen. Im Ueberrock. Fürstin Bismarck.

**) Dieselbe erfolgte am 10. Januar 1889.

3. Juni 1890.

Bei dem Diner in der Villa des Bürgermeisters Petersen in Flottbeck hielt derselbe den ersten Toast auf Bismarck. Dann sprach dieser und ließ die Damen leben, was große Heiterkeit hervorrief. Bürgermeister Mönckeberg ließ die Familie des Fürsten leben. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin ins Freie, sie wollte ihre Asthmacigarette rauchen. Der Fürst steckte nun seine lange Pfeife an, und es bildete sich um ihn ein Kreis eifrig lauschender Zuhörer. Vor den Fenstern standen die Leute Kopf an Kopf, manches bekannte Gesicht tauchte auf. Der Fürst beachtete den Vorgang nicht. In Hamburg angekommen, finden wir eine Visitenkarte vor, die Bismarck bei uns abgegeben hatte. Darauf fuhren wir bei Mondschein nach Niendorf.

20. Dezember 1890.

Nachdem der Fürst am 17. ds. Mon. mit seiner Familie nach 4½monatlicher Abwesenheit wiederum von Varzin nach Friedrichsruh zurückgekehrt war, bat er heute meinen Mann zu Tisch. Derselbe kam sehr beglückt aus dem Sachsenwald zurück, und teilte mir im Auftrage des Fürsten mit, der letztere habe mit ihm das erste Glas auf meine Gesundheit geleert.

22. Januar 1891.

Mit meinem Manne in Friedrichsruh zum Diner. Man sprach viel von dem Abgang des Kommandierenden Generals Leszcynski in Altona, und Bismarck meinte: „Der Kaiser verliert mit ihm einen seiner besten Generäle.“ Nach Tisch blieben die Damen bei den Herren sitzen; alles lauschte den Erzählungen des Fürsten.

1. Februar 1891.

Bei dem Diner zu Ehren des Fürsten Bismarck, wozu uns der Bürgermeister Petersen mit einer Einladung bedacht hatte, brachte der letztere das Wohl auf die beiden abgedankten Generäle (Bismarck und Lesczcynski) aus. Bismarck erwiderte mit kurzen Worten. Den Abend sang Frau Haller, sich selbst auf dem Klavier begleitend; ihre Tochter Maggi spielte die Violine.

* * *

Ich unterbreche hier die Tagebucheinträge durch Einschaltung von zwei an Frau Voigt gerichteten, überaus herzlichen und natürlichen Briefen der Fürstin Bismarck:

Friedrichsruh, den 14. März 1892.

Meine liebe Frau Voigt!

Sonnabend sollen wir bei Frau Senator Heyn speisen, Sind Sie vielleicht auch da? Das wäre reizend! Ich fürchte, wir werden lauter ganz fremde Gesichter dort finden und würde sehr getröstet sein in Ihrer möglichen Aussicht.

Mein armes Billchen in Hannover leidet wieder große Gichtschmerzen, liegt schon seit mehreren Tagen fest zu Bett, und ich gräme

und ängstige mich hier ganz furchtbar um meinen geliebten Jungen! Gott wolle ihm bald helfen!

Ich habe gar keinen anderen Gedanken, als diese sehr traurigen um mein geliebtes Kind.

Mit tausend herzlichen Grüßen bin ich, meine gnädige Frau,

Ihre
sehr ergebene
J. v. Bismarck.

Friedrichsruh, 7./4. 92.
Donnerstag Abend.

Meine liebe Frau Voigt!

Leider bin ich ziemlich confuse — weiß nicht genau, ob ich Ihren lieben Gatten um Ihren beiderseitigen Besuch für Freitag oder Sonnabend bat, und möchte Sie nun, unhöflicher Weise für diese Tage wieder ausladen, und herzlich bitten, ob Sie sehr liebenswürdig und gütig Dienstag kommen könnten? weil meine Schwiegertochter morgen nach Berlin fährt, wovon ich gestern keine Ahnung hatte und erst Sonntag wieder kehrt. Mein ältester Sohn geht gleichfalls morgen früh fort nach Schönhausen, wo er bis Sonntag bleibt, und Beide waren betrübt, daß Sie Ihren lieben Besuch nicht miterleben sollten. Also, bitte, liebste Frau Voigt, wenn Sie frei sind, schenken Sie uns freundlich die Dienstag Abendstunden, wodurch Sie uns Alle hoch beglücken werden und verzeihen Sie, bittte, meine Zerstreutheit!

Mit herzlichen Grüßen hofft auf Ihre liebe Zusage

Ihre
sehr ergebene
J. v. Bismarck.

* * *

1. April 1893.

Mittags zum Fürsten Bismarck. Von Hamburgern waren Hans v. Bülow, der Eisenbahndirektionspräsident Krahn, beide mit Frauen, und die Herren der Handelskammer anwesend. Die Schleswig-Holsteiner, wohl 2000 an der Zahl, standen unter dem Altan. Mit der Fürstin viel über deren Gesundheit gesprochen, die viel zu wünschen übrig läßt. Sie sieht schlecht aus und klagt viel. Der Fürst erkundigte sich nach meiner Gesundheit und nach der Musik. Mit Kapellmeister Levy aus München mich lange unterhalten, ein interessanter Mensch, ebenso mit Lenbach und Frau. Ein hübsches Bild gewährten die Bonner Studenten in ihren farbigen Röcken. Sie meldeten sich abends bei uns zum Bier an und saßen bis nach 11 Uhr bei meinem Manne, viel von dem wunderbaren Toaste sprechend, den der Fürst gehalten hatte.

11. April 1893.

Mittag 1 Uhr zum Gratulieren zur Fürstin; ihr Aussehen wiederum recht leidend, die Stimmung deprimiert, was wohl auf ihr Befinden zurückzuführen ist.

28. Mai 1893.

Als wir mittags in Aumühle bei Tisch saßen, kam unerwartet die Fürstin Bismarck mit der Gräfin Rantzau; beide ließen sich am Tische nieder. Ein eben aufgetragenes Sauerampfergericht (Gemüsegang) erweckte bei der Fürstin wegen der Farbe große Heiterkeit. Sie bat, dasselbe probieren zu dürfen, und da es ihren Beifall fand, bemerkte sie: „Mariechen, das wollen wir doch auch einmal essen.“ Nachdem wir vom Tische aufgestanden waren, blieb die Fürstin, die wegen ihres Asthmas nicht gerne Treppen steigt, bei meinem Manne und freute sich über sein gemütliches Zimmer mit der Geweihsammlung und der herrlichen Aussicht auf den See im Walde.

23. Juni 1893.

Oberförster Lange bringt uns nach Aumühle die betrübende Nachricht, die Fürstin habe dieser Tage einen Blutsturz gehabt.

18. Juli 1893.

Bei einem Besuche, den ich der Fürstin machte, fand ich ihre treue Pflegerin, Frau Oberin von Reckow, bei ihr. Ich überzeugte mich, daß es doch einigermaßen besser mit ihr ging und sagte sie beim Abschied in ihrer alten gewohnten herzlichen Weise zu mir: „Bald komme ich zu Ihnen.“

9. Oktober 1893.

Besuch bei der Fürstin Bismarck, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie war im Begriffe, die Gräfin Rantzau von der Bahn zu holen, nahm mich aber trotzdem an. Ich begleitete sie zur Bahn. Ich fand sie schwach, angegriffen und sehr gealtert. Die Oberin von Reckow war nach wie vor um sie.

16. Oktober 1893.

Mittags wiederum bei der Fürstin, die mich zu sich hatte bitten lassen. Unerwartet kam der Fürst ins Zimmer und freute sich, daß ich von Aumühle herübergekommen war, um mich nach seiner Frau zu erkundigen, was ich als selbstverständlich fand.

26. Januar 1894.

Mein Mann kam voll des schönen Erlebten von Berlin zurück. Mit Herrn Landrat v. Kotze war er zusammen gewesen, und er hatte das Glück gehebt, den Fürsten im königlichen Schlosse zu begrüßen, dann noch einmal in Wittenberge am Coupé.

20. März 1894.

Mit meinem Manne nach Friedrichsruh gefahren, ich besuchte die Fürstin, die mir sehr angegriffen vorkam und oft mit Atemnot zu kämpfen hatte. Nach meinen Kindern erkundigte sie sich aufs Liebenswürdigste und bat, ich möchte bald wieder zu ihr kommen. Sie sehne sich so sehr nach Musik.

9. Juli 1894.

Ich werde durch folgende Zeilen erfreut.

Friedrichsruh, 9. 7. 94.

Meine liebe gnädige Frau!

Wir möchten Sie und den verehrten Gatten und das liebe Brautpaar so gerne heute zu Tisch hier haben. Wir reisen Mittwoch von dannen und wenn wir im Herbst wiederkommen, sind Ihre lieben Kinder ja längst verheiratet und Gott weiß wohin gereist. — Darum aber möchten wir so sehr gerne noch einmal mit Ihnen hier speisen und bitten herzlich um Ihre gütige Zusage, ganz gewiß und sicher heute um ½ 7 Uhr. Nicht wahr, Sie kommen bestimmt, alle Vier zu unserer großen Freude — und ich darf sagen: Auf frohes Wiedersehen!

Mit herzlichen Grüßen bin ich, meine liebe gnädige Frau,

Ihr sehr ergebene

J. v. Bismarck.

11. Juni 1894.

Da der Fürst am 12. Friedrichsruh verlassen wollte. um sich nach Schönhausen zu begeben, machten mein Mann und ich, heute der Fürstin unsern Abschiedsbesuch. Ich bedauerte, daß ich morgen nicht an die Bahn kommen könne. Die Photographie, die am Geburtstag meines Mannes bei uns aufgenommen worden war, hatte ich ihr gezeigt und bat sie, ihr einige davon zu überlassen.

27. November 1894.

Heute erreichte mich die Nachricht von dem Ableben der Fürstin Bismarck. Mit ihr schied eine der edelsten deutschen Frauen, die für mich stets eine unbegrenzte Güte an den Tag gelegt hatte.

31. März 1895.

Mittags nach Friedrichsruh gegangen, um unser Geschenk, eine Photographie der Fürstin, welche mein Mann nach einer Photographie, die dem Fürsten sehr gefallen, hatte anfertigen lassen, anzusehen. Mit dem Grafen und der Gräfin Rantzau darüber gesprochen, deren Beifall das Bild gleichfalls hatte. Wir hatten dasselbe auf eine mit Blumen geschmückte Staffelei stellen lassen. Den Fürsten sahen wir selbstredend nicht, da er vor dem anstrengenden morgigen Tage der größten Ruhe und Schonung bedarf.

1. April 1895.

Ich blieb den Tag über in Aumühle, um das Haus für die Illumination herzurichten. Mein Mann fuhr um 11 Uhr nach Friedrichsruh und war Zeuge der begeisterten Huldigungsfahrt der deutschen Studenten.

24. Juli 1896.

Als ich abends am Tennisplatz saß, dem Spiel meines Sohnes und meiner Töchter zusehend, kam der Fürst vorbeigefahren, ließ den Wagen halten und unterhielt sich auf das Liebenswürdigste mit mir und den Kindern.

6. Mai 1897.

Den Fürsten abends, als er am Eingangstor vorbeikam, gesprochen. Er sagte: „Wäre es noch so mit mir, wie in anderen Jahren, so wäre ich zu Ihnen heraufgekommen, doch das Aufsteigen macht mir Schwierigkeiten. Hoffentlich sehe ich Sie bald bei uns".

11 Mai 1897.

Einladung auf morgen zum Fürsten, was mich sehr glücklich macht.

1. Januar 1898.

Mein Mann nach Friedrichsruh zum Gratulieren. Ob es wohl das letzte Mal sein wird?*)

Die Reichs-Wertzuwachssteuer und die Gemeinden.

Von

Dr. Ablaß, M. d. R.

Die Frage der Besteuerung des Wertzuwachses an Grundstücken ist neueren Datums und durchaus noch nicht überall spruchreif. Ich persönlich gehöre zu denjenigen, welche prinzipiell die Berechtigung einer solchen Steuer anerkennen und ihre Einführung in den Kommunen unter Berücksichtigung der jeweiligen örtlichen Verschiedenheiten dringend befürworten.

Es gibt keine allgemein gültigen und gleichmäßigen Normen für die Ermittlung des Wertes eines Grundstückes, dafür kommen in erster Linie die örtlichen Verhältnisse in Betracht, der Wert der Grundstücke ist auch kein gleichbleibender, sondern ständigem Wechsel unterworfen.

Nun kann freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Wertssteigerung der Grundstücke sehr wohl herbeigeführt werden kann durch mittelbare oder unmittelbare Maßnahmen des Reiches. Ich erinnere in dieser Hinsicht in bezug auf den ländlichen Grundbesitz nur daran, welche ganz unglaubliche Wertsteigerung vielfach die landwirtschaftlich bewirtschafteten Grundstücke durch die agrarische Steuergesetzgebung des Reiches erfahren haben, daß für eine derartige Besitzvermehrung eine Reichssteuer an sich am Platze wäre, kann ohne weiteres zugestanden werden. Auch mittelbar mögen Maßnahmen des Reiches den Wert des Grundbesitzes günstig beeinflussen. Man braucht nur an den wirtschaftlichen Aufschwung zu denken, den das Reich als Hüter des Friedens in Handel und Verkehr, Landwirtschaft und Industrie herbeizuführen oder zu fördern imstande ist.

---

* Es war das letzte Mal.

Aber schließlich sind diese Wirkungen, abgesehen von der aus der agrarischen Wirtschaftspolitik herrührenden, stark sekundärer Natur und im einzelnen kaum feststellbar und nachweislich, der Kausalzusammenhang ist ein zu entfernter, als daß sich ein einigermaßen richtiger Maßstab für die Gewinnbeteiligung des Reiches an dem Wertzuwachse schon jetzt gewinnen ließe.

Nachweisbar dagegen sind diejenigen Faktoren, welche stets unmittelbaren Einfluß auf die Steigerung der Grundstückswerte vor allem im städtischen Grundbesitze haben müssen, nämlich die wirtschaftlich-kulturellen Maßnahmen der Gemeinden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Leistungen der Gemeinden in ihrem eigenen Wirtschaftsbetriebe unmittelbar auch der Steigerung der Werte des Grundbesitzes zugute kommen müssen.

Ich brauche in diesem Zusammenhange nur zu erinnern an die Schaffung neuen Straßenpflasters und neuer Kanalisation, die Einführung elektrischer Beleuchtung oder neuer Wasserleitung, den Anschluß an Eisenbahnverbindungen unter Aufbringung hoher Kommunalbeiträge, die Schaffung neuer Straßenzüge, die Erschließung von Baugelände, die Anlegung von Promenaden und öffentlichen Plätzen, die Schaffung von Straßendurchbrüchen und neuen Straßenfluchtlinien, die Verbesserungen von Verkehrseinrichtungen, die Schaffung kommunaler Wohlfahrtseinrichtungen und wie die Maßnahmen alle heißen mögen, durch die ein Gemeinwesen seinen kulturellen Standpunkt ständig hebt. Alle diese Maßregeln haben mit Notwendigkeit eine den Wert des Grundbesitzes erhöhende Wirkung. Deshalb erachte ich es als einen Akt steuerlicher Gerechtigkeit, daß die Gemeinden befugt sind, durch Einführung einer Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs, der nicht auf die Aufwendungen des Besitzers, sondern die der Gemeinde zurückzuführen sind, der Allgemeinheit, welche die Opfer bringt, auch eine Gewinnbeteiligung in mäßigem Umfange zu gewähren.

Damit komme ich zu dem Satze, daß eine Wertzuwachssteuer in erster Linie den Gemeinden gebührt. Es mag vielleicht richtig sein, zu erwägen, in welchem ziffernmäßig noch zu ermittelnden Umfange man auch das Reich an derartiger Wertserhöhung beteiligen kann, aber spruchreif ist diese Frage noch längst nicht. Dafür muß der ganze Gang der Entwicklung noch abgewartet werden.

Die Richtigkeit dessen ergibt schon die einfache Tatsache, daß die Gemeinden selbst noch nicht einig sind darüber, ob und in welchem Maße sich die Einführung der neuen Besteuerung überhaupt rechtfertigt. In vielen, besonders ländlichen Gemeinden oder kleineren Städten mit langsamer Entwicklung, in denen eine Wertssteigerung gar nicht oder nur in unbedeutendem Maße zu verzeichnen ist, wird die Einführung der Steuer sich vermutlich überhaupt nicht rechtfertigen lassen, jedenfalls aber kaum lohnen. Anders liegt es bei den größeren und mittleren Gemeinwesen. Aber auch dort ist die Frage noch flüssig und in unruhiger Entwicklung.

Eingeführt haben die Steuer die Gemeinden Köln, Dortmund, Breslau, Görlitz, Gelsenkirchen, Hagen, Kiel, Frankfurt a. M., Essen,

KIMBEL & FRIEDERICHSEN-BERLIN: Herrenwohnzimmer, Nußbaumholz mit Einlagen.

Mülheim a. Rh., Halle, Barmen, Wiesbaden, Laubau und Schöneberg; in Aussicht genommen ist sie in Erfurt, Bochum, Stettin, Krefeld und Hirschberg i. Schl.

Auch die Einnahmen aus den Steuern sind völlig ungewiß und vielfach schwankend, insbesondere in denjenigen Gemeinden, in denen ungewöhnlich hohe Gewinne aus Grundstücksspekulationen zu erzielen sind. So hat Frankfurt a. M. im besten Steuerjahre 1 Million Einnahme gezogen, in anderen Jahren nur ½ Million, und für dieses Jahr soll nach einer Erklärung des Oberbürgermeisters Adickes kein Pfennig Steuereinnahme zu erwarten sein.

Auf solch unsicheren Einnahmen kann man die Finanzpolitik des Reiches kaum begründen. Es kommt hinzu, daß sich Schwierigkeiten für die Steuerveranlagung aus der niemals außer acht zu lassenden Erwägung ergeben müssen, daß nur der Wertzuwachs der Steuer unterworfen werden darf, der auf die Melioration der Gemeinde, nicht aber auf die nachweisbaren des Eigentums des Grundstücks selbst zurückzuführen ist.

Eine zweite Schwierigkeit folgt aus der Tatsache, daß der Grundstückswert mit dem Sinken des Geldwertes und seiner Kaufkraft steigt, ohne daß sich häufig die allgemeine Vermögenslage des Grundstückeigentümers dadurch wesentlich bessert. Die Kommunalbesteuerung hat dieser Tatsache dadurch wohl mit Recht Rechnung getragen, daß sie in der Regel den Wertzuwachs bis zu 10 Proz., in einzelnen Fällen bis zu 5 Proz. ganz steuerfrei läßt. Die Höhe der Sätze nach oben schwankt zwischen 15 und 25 Proz.

Ferner hat sich eine communis opinio dahin noch nicht gebildet, auf welchen Zeitraum nach rückwärts gerechnet man mit der Feststellung des unverdienten Wertzuwachses zurückgreifen soll, ob bis auf das Jahr der Gründung des Deutschen Reiches oder auf 15, 10 oder 3 Jahre. Auch hierüber sind die Ansichten in den Gemeinden selbst noch völlig ungeklärt.

Vor allem aber muß daran festgehalten werden, daß man bestrebt sein muß, den Gemeinden neue Steuerquellen zu erschließen, nicht aber bestehende noch möglichst einzudämmen. Die Lage der Kommunen ist eine viefach geradezu bedauernswerte. Durch die Gesetzgebung des Reiches und der Einzelstaaten sind den Gemeinden Lasten aufgebürdet worden, die an ihre Leistungsfähigkeit kaum mehr erträgliche Anforderungen stellen. Dazu kommt die Steigerung aller Lebensbedürfnisse, die ja eine Erhöhung des städtischen Etats vor allem in der Form der gar nicht abweisbaren Gehaltsaufbeserungen der städtischen Beamten und Lehrer geführt haben. Die Ausgaben für das Schulwesen und die Schulbauten steigen ins Ungemessene. Infolge der Notlage kann man den Kommunen nicht neue Einnahmen verkürzen zugunsten eines steuerscheuen, kulturfeindlichen Agrariertums, das sich mit nichtssagenden Gründen gegen gewisse Besitzsteuern aus einfältigsten Portemonnaieinteressen sperrt. Gerade die Reichsgesetzgebung muß diesen Erwägungen Rechnung tragen, weil ihre Vor-

schriften bezüglich der städtischen Octrois eine weitere Schmälerung der städtischen Einnahmen zur Folge haben und von den Einzelstaaten gerade der Weg der Wertzuwachssteuer als eine neue Einnahmequelle bezeichnet worden ist.

Nach alle dem komme ich zu dem Ergebnis, daß der Weg der Reichs-Wertzuwachssteuer zurzeit noch nicht beschritten werden soll, weil seine Gangbarkeit noch ungewiß und zweifelhaft ist.

Blaubarts sieben Frauen.*)

Von

Anatole France.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ueber die berühmte Persönlichkeit, die man insgemein Blaubart nennt, sind die mannigfaltigsten, seltsamsten und falschesten Meinungen im Umlauf. Die am wenigsten zu verfechtende ist vielleicht die, nach der besagter Edelmann eine Verkörperung der Sonne sein soll. Und gerade dies hat vor etwa vierzig Jahren eine gewisse Schule vergleichender Mythologie hartnäckig behauptet. Nach ihrer Lehrmeinung wären die sieben Frauen Blaubarts Morgenröten und seine beiden Schwäger die Morgen- und Abenddämmerung, entsprechend den beiden Dioskuren, die Helena aus den Händen des Theseus, der sie geraubt hatte, befreiten. Wer versucht sein sollte, dies zu glauben, sei daran erinnert, daß ein Gelehrter, der Bibliothekar von Agen, Jean Baptiste Perès, im Jahre 1817 sehr scharfsinnig bewies, daß Napoleon nie existiert habe und daß die Geschichte dieses großen Feldherrn nur ein Sonnenmythus sei. Trotz der geistreichsten Spiele des Verstandes ist es aber unzweifelhaft, daß Napoleon und Blaubart wirklich existiert haben.

Nach einer nicht besser begründeten Annahme soll dieser Blaubart identisch sein mit dem Marschall de Rais, der von der Justiz am 26. Oktober 1440 auf der Brücke von Nantes erdrosselt ward. Ohne untersuchen zu wollen, ob dieser Marschall alle die Verbrechen beging, die ihm zur Last gelegt wurden, oder ob sein Reichtum, nach dem ein habgieriger Fürst trachtete, nicht zu seinem Untergang beitrug,

---

*) Nachdem Anatole France seine zweibändige Geschichte der Jungfrau von Orleans veröffentlicht hat, scheint er sich von dieser ernsten historischen Arbeit über ein tragisches Thema durch eine Parodie auf geschichtliche Untersuchungen erholt zu haben, die er soeben als „Blaubarts sieben Frauen und andere wundersame Geschichten“ veröffentlicht hat. Mit burleskem Ernst nimmt er das Märchen vom Blaubart des Charles Perrault (1628–1703) als historische Ueberlieferung und „Biographie“ und vollzieht an dem Unmenschen dieses Märchens eine Mohrenwäsche. Die Red.

möchte ich doch feststellen, daß sein Leben keinerlei Uebereinstimmung mit dem zeigt, was man in Blaubarts Leben findet. Das genügt, um sie nicht zu verwechseln und zu einer Person zu verschmelzen.

Charles Perrault gebührt das Verdienst, um 1660 die erste Biographie dieses Edelmannes geschrieben zu haben, der durch seine siebenmalige Verheiratung mit Recht bemerkenswert ist. Er stempelt ihn zu einem schwarzen Verbrecher und zum vollkommensten Urbild der Grausamkeit, das es auf Erden gab. Doch man darf, wo nicht an seiner Ehrlichkeit, so doch an der Zuverlässigkeit seiner Nachrichten zweifeln. Er war vielleicht voreingenommen gegen seine Gestalt. Es wäre dies ja nicht das erste Beispiel eines Historikers oder Dichters, der sein Gemälde absichtlich mit dunklen Farben malt. Wenn wir von Titus ein wahrscheinlich geschmeicheltes Bild besitzen, so scheint es im Gegenteil, daß Tacitus den Tiberius viel zu schwarz gezeichnet hat. Macbeth, den die Sage und Shakespeare mit Verbrechen beladen, war in Wirklichkeit ein gerechter und weiser Herrscher. Er ermordete den König Duncan durchaus nicht in verräterischer Weise. Duncan wurde, noch jung an Jahren, in einer großen Schlacht besiegt und am folgenden Tage an einem Orte, genannt „die Bude des Waffenhändlers", tot aufgefunden. Er hatte mehrere Verwandte von Gruchno, der Gattin des Macbeth umgebracht. Unter dem letzteren stand Schottland in Blüte; er begünstigte den Handel und wurde als Verteidiger der Städte, als richtiger Bürgerkönig angesehen. Der Adel aber verzieh ihm niemals, daß er Duncan besiegt hatte, noch daß er die Handwerker begünstigte; er zerstörte seinen Ruhm und entehrte sein Andenken. Nach seinem Tode war der gute König Macbeth nur noch durch die Erzählungen seiner Feinde bekannt. Shakespeares Genius verewigte ihre Lügen im menschlichen Bewußtsein. Schon lange vermutete ich, daß Blaubart das Opfer eines ähnlichen Verhängnisses geworden sei. Alle Umstände seines Lebens, so wie ich sie berichtet fand, befriedigten meinen Geist keineswegs, noch genügten sie, dem Bedürfnis nach Logik und Klarheit, das mich unablässig verzehrt. Bei näherer Ueberlegung entdeckte ich unüberwindliche Schwierigkeiten. Man wollte mich zu geflissentlich von der Grausamkeit dieses Mannes überzeugen, als daß ich nicht Verdacht geschöpft hätte.

Diese Ahnung täuschte mich nicht. Meine Vermutungen, die sich auf eine gewisse Kenntnis der Menschennatur stützten, sollten sich alsbald zur Gewißheit verwandeln, die auf unwiderleglichen Beweisen beruhte. Bei einem Steinmetz in Saint-Jean-des-Bois entdeckte ich verschiedene Schriftstücke, die sich auf Blaubart bezogen, unter anderen sein Rechnungsbuch und eine anonyme Anklage seiner Mörder, die aus mir unbekannten Gründen niemals zum Austrag kam. Diese Dokumente bestärkten mich in dem Glauben, daß er gut und unglücklich war und daß sein Andenken durch schmähliche Verläumdungen entehrt wurde. Fortan betrachtete ich es gleichsam als Pflicht, seine wahre Geschichte zu schreiben, ohne mich über den Erfolg dieses Unterfangens irgendwelchen Selbsttäuschungen hinzugeben. Dieser Versuch einer Ehrenrettung ist — ich weiß es — dazu bestimmt, in

Schweigen und Vergessen zu versinken. Was vermag die kalte, nackte Wahrheit gegen den Zauberglanz der Lüge?

2.

Um 1650 saß auf seinen Gütern zwischen Compiègne und Pierrefonds ein reicher Edelmann namens Bernhard von Montragoux, dessen Vorfahren die höchsten Aemter des Königreiches bekleidet hatten. Er jedoch lebte fern vom Hofe, in dem friedlichen Dunkel, das damals alles umgab, was nicht von der Sonne des Königtums bestrahlt ward. Sein Schloß Les Guillettes war reich an kostbarem Hausrat, an goldnem und silbernem Tafelgeschirr, Wandgeweben und Stickereien, die er in Gerätkammern bewahrte, nicht als ob er seine Schätze versteckt hätte, aus Furcht, sie durch den Gebrauch zu beschädigen; er war im Gegenteil freigebig und prachtliebend. Aber die Edelleute jener Zeit führten in der Provinz gewöhnlich ein sehr einfaches Leben, ließen ihre Leute mit am Tisch essen und tanzten des Sonntags mit den Dorfmädchen. Nur bei bestimmten Gelegenheiten gaben sie glänzende Feste, die gegen die Mittelmäßigkeit ihres Alltagslebens scharf abstachen. Und deshalb mußten sie viele schöne Möbel und Teppiche auf Lager halten. Dies tat auch Herr von Montragoux.

Sein Schloß, in den Zeiten der Gothik gebaut, war rauh wie sie. Von außen sah es recht wild und düster aus mit seinen halb zerstörten dicken Türmen, die in den Wirren des Königreiches unter weiland König Ludwig gebrochen waren. Im Innern bot es einen freundlicheren Anblick. Die Zimmer waren im italienischen Stil ausgeschmückt und der große Korridor im Erdgeschoß war ganz bedeckt mit Zieraten von getriebener Arbeit, Malereien und Vergoldung.

An einem Ende dieses Ganges befand sich ein Gemach, das gewöhnlich das „kleine Gemach“ genannt ward. Dies ist der einzige Name, mit dem Perrault es bezeichnet. Es ist nicht unerheblich, zu wissen, daß es auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, weil nämlich ein Florentiner Maler an den Wänden tragische Geschichten verewigt hatte: Dirke, die Tochter des Helios, von den Söhnen der Antiope an die Hörner eines Stieres gebunden; Niobe, auf dem Berg Sipylos ihre Kinder beweinend, die von den göttlichen Pfeilen durchbohrt sind; Prokris, die den Tod vom Speere des Cephalus erfleht. Diese Figuren waren wie lebendig; und die Porphyrfliesen des Fußbodens schienen mit dem Blute dieser unglücklichen Frauen getränkt. Eine Tür dieses Gemaches ging auf den Schloßgraben, der ohne Wasser war.

Die Stallungen bildeten ein prächtiges Gebäude in einigem Abstand vom Schlosse. Sie enthielten Stände für sechzig Pferde, und Remisen für zwölf vergoldete Karossen. Was aber Les Guillettes zu einem bezaubernden Sitze machte, das waren die Kanäle und Wälder ringsumher, die zu den Freuden der Jagd und des Fischfangs einluden.

Viele Einwohner der Gegend kannten Herrn von Montragoux nur unter dem Namen Blaubart; denn dies war der einzige, den das Volk ihm gab. In der Tat war sein Bart blau. Man darf sich Herrn

von Montragoux nicht als ein Scheusal nach Art des dreileibigen Typhon vorstellen, der in Athen zu sehen ist und der in seine drei indigofarbenen Bärte hineingrinst. Wir kommen der Wirklichkeit viel näher, wenn wir den Herrn von Les Guillettes mit den Schauspielern und Priestern vergleichen, deren frisch rasierte Wangen einen bläulichen Glanz haben. Herr von Montragoux trug keinen Spitzbart wie sein Großvater am Hofe König Heinrichs II.; noch trug er einen breiten Vollbart wie sein Urgroßvater, der in der Schlacht von Marignano fiel. Er hatte wie Turenne nur ein kleines Schnurbärtchen und einen Zwickelbart; seine Wangen schimmerten blau; aber was man auch gesagt hat, dieser gute Edelmann war keineswegs mißgestaltet und deswegen auch nicht abschreckend. Er erschien dadurch nur männlicher, und wenn er auf diese Weise etwas wild aussah, so verdiente er doch nicht den Haß der Damen. Bernhard von Montragoux war ein sehr schöner, stattlicher, breitschultriger Herr, stark beleibt und gut aussehend, obwohl ländlich und mehr nach dem Wald als nach Boudoirs und Salons duftend. Trotzdem ist es wahr, daß er den Frauen nicht so gefiel, wie er es bei seiner Erscheinung und seinem Reichtum gesollt hätte. Der Grund war seine Schüchternheit und nicht sein Bart. Die Frauen übten auf ihn einen unbeschreiblichen Reiz aus und flößten ihm unüberwindliche Angst ein. Er fürchtete sie eben so sehr wie er sie liebte. Das ist der Grund und die Ursache all seines Unglücks. Wenn er eine Dame zum ersten Male sah, so wäre er lieber gestorben, als daß er sie anredete; und wie sehr sie ihm auch gefallen mochte, er verharrte vor ihr in finsterem Schweigen. Seine Gefühle drückten sich nur durch seine Augen aus, die er in furchtbarer Weise rollte. Diese Schüchternheit setzte ihn mannigfachem Mißgeschick aus; sie hinderte ihn vor allem daran, mit bescheidenen und zurückhaltenden Frauen ehrsamen Umgang zu pflegen, und ließ ihn widerstandslos in die kühnsten und verwegensten Abenteuer hineintappen. Das war das Unglück seines Lebens.

Von Kind auf Waise, hatte er die vorteilhaften und sehr ehrbaren Heiraten, die sich ihm boten, in jener Art von Scham und Schrecken abgewiesen, um ein Fräulein Colette Passage zu heiraten, die sich seit kurzem in der Gegend niedergelassen hatte, nachdem sie in den Städten und Dörfern des Königreiches mit einem Tanzbären herumgezogen war und dadurch etwas Geld verdient hatte. Er liebte sie mit aller Macht und allen Kräften. Um gerecht zu sein, konnte sie ihm auch gefallen, so wie sie war, kräftig, mit üppigem Busen und frischer, wenn auch sonnengebräunter Haut. Zuerst war ihre Ueberraschung und Freude, eine vornehme Dame zu werden, groß; ihr Herz, das nicht schlecht war, ließ sich durch die Güte eines Gatten rühren, der von so hohem Stande und so starker Körperbeschaffenheit war und sich gegen sie als der gehorsamste Diener und der verliebteste Liebhaber aufführte. Doch nach etlichen Monaten langweilte es sie, daß sie nicht mehr durch die Welt streifen konnte. Im Schoße des Reichtums, von Fürsorge und Liebe umgeben, kannte sie kein anderes Glück als den Gefährten ihres Wanderlebens, der jetzt in einer Grube

schmachtete, eine Kette am Hals und einen Ring durch die Nase, zu besuchen und ihm weinend die Augen zu küssen. Herr von Montragoux sah ihren Kummer und ward dadurch selbst bekümmert, und seine Trübsal mehrte wiederum die seiner Gefährtin. Die Artigkeiten und Rücksichten ihres Gatten gaben der armen Frau einen Stich ins Herz. Eines Morgens beim Erwachen fand Herr von Montragoux Colette nicht mehr an seiner Seite. Umsonst suchte er sie im ganzen Schlosse. Die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen stand offen; durch sie hatte sie mit ihrem Bären das Weite gesucht. Blaubarts Schmerz war furchtbar anzusehen. Trotz der zahllosen Boten, die er auf die Suche nach Colette Passage schickte, blieb ihre Spur verloren.

Herr von Montragoux trauerte ihr noch nach, als in Les Guillettes ein Fest stattfand, bei dem er mit Jeanne La Cloche, der Tochter des Polizeileutnants von Compiègne, tanzte. Und es geschah, daß sie ihm Liebe einflößte. Er bat um ihre Hand und erhielt sie unverzüglich. Sie liebte den Wein und trank unmäßig. Diese Neigung nahm derart zu, daß sie nach wenigen Monaten aussah wie ein Weinfaß mit einer Säufernase. Das schlimmste dabei war, daß dieses Faß, wenn es in Wut geriet, fortwährend durch Säle und Treppen rollte und dabei schrie, fluchte, rülpste und Schimpfworte und Wein auf alles spie, was ihr in den Weg kam. Herr von Montragoux war bestürzt vor Ekel und Abscheu. Doch sogleich faßte er sich ein Herz und bemühte sich, mit ebensoviel Festigkeit wie Geduld seine Gattin von einem so abstoßenden Laster zu heilen. Bitten, Vorstellungen, Flehen und Drohungen, er ließ nichts unversucht. Nichts fruchtete. Er verweigerte ihr den Wein aus seinem Keller; sie verschaffte sich welchen von außerhalb, der ihre Trunkenheit noch schrecklicher machte.

Um ihr den Geschmack an diesem Getränk zu verleiden, tat er Katzenwurz in ihre Flaschen. Sie glaubte, er wolle sie vergiften, fuhr auf ihn los und stieß ihm ein Küchenmesser drei Zoll tief in den Bauch. Er wäre daran fast gestorben, doch er ließ nicht von seiner gewohnten Sanftmut. „Sie ist," sagte er, „mehr zu beklagen als zu tadeln." Eines Tages hatte man vergessen, die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen zu schließen. Jeanne La Cloche betrat es, wie gewöhnlich von Sinnen, und als sie an den Wänden die Figuren mit Gebärden des Schmerzes erblickte, nahe daran, den Geist aufzugeben, hielt sie dieselben für leibhaftige Frauen und entfloh entsetzt querfeldein, mit dem Rufe: „Mord! Mord!" Als sie Blaubart rufen und ihr nacheilen hörte, warf sie sich, von Schreck betört, in den Teich und ertrank. Kaum glaublich und doch wahr: ihr Gatte war über diesen Tod betrübt —; solch ein weiches Herz hatte er.

Sechs Wochen nach diesem Unglücksfall heiratete er im stillen Gigogne, die Tochter seines Pächters Traignel. Sie ging in Holzschuhen und roch nach Zwiebeln, schielte mit einem Auge und hinkte mit einem Fuße! Abgesehen davon war sie ein recht hübsches Mädchen. Kaum verheiratet, ward sie, die vordem die Gänse gehütet, von tollem Ehrgeiz gepackt und träumte nur noch von künftiger Größe und Glanz.

Ihre Brokatgewänder waren ihr nicht reich genug, ihre Perlenhalsbänder nicht schön genug, ihre Rubinen nicht dick genug, ihre Kutschen nicht vergoldet genug, ihre Teiche, Wälder und Aecker nicht groß genug. Blaubart, der nie Ehrgeiz verspürt hatte, seufzte über den hochmütigen Sinn seiner Gattin; und da er in seiner Herzensunschuld nicht wußte, ob es das Rechte war, ruhmsüchtig wie sie oder bescheiden wie er zu denken, so machte er sich beinahe Vorwürfe über seine schlichte Sinnesart, die den vornehmen Gelüsten seiner Lebensgefährtin entgegen war, und in seiner Unsicherheit ermahnte er sie bald, die Güte dieser Welt mit Maß zu genießen, bald zwang er sich, dem Glück am Rande des Abgrundes nachzujagen. Er war verständig, doch die eheliche Liebe war bei ihm stärker als der Verstand. Gigogne dachte an weiter nichts als an ihr Erscheinen in der großen Welt; sie wollte bei Hofe ausgehen und des Königs Geliebte werden. Da ihr dies nicht gelang, so dörrte sie vor Verdruß aus, bekam die Gelbsucht und starb. Blaubart errichtete ihr seufzend ein prunkvolles Grabmal.

Durch so anhaltendes häusliches Unglück bedrückt, hätte der gute Herr vielleicht keine Gattin mehr genommen; doch er selbst wurde zum Gatten gewählt durch Blanche von Gibeaumex, der Tochter eines Kavallerieoffiziers, der nur ein Ohr hatte. Das andere, sagte er, habe er im Dienste des Königs verloren. Sie besaß viel Geist und benutzte ihn, ihren Gatten zu hintergehen. Sie betrog ihn mit allen Edelleuten der Umgegend. Sie war dabei so geschickt, daß sie ihn in seinem eigenen Schlosse, ja unter seinen eigenen Augen betrog, ohne daß er es merkte. Der arme Blaubart witterte wohl etwas, doch er wußte nicht was. Zu ihrem Verhängnis wandte sie zwar ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihren Gatten zu betrügen; doch sie gab nicht genug acht darauf, ihre Liebhaber zu betrügen, ich meine, ihnen zu verbergen, daß sie den einen mit dem anderen betrog. Eines Tages ward sie im Gemache der unglücklichen Fürstinnen mit einem Edelmann, den sie liebte, von einem anderen Edelmann überrascht, den sie geliebt hatte, und der sie in einer Wallung der Eifersucht mit seinem Degen durchbohrte. Ein paar Stunden danach ward die unglückliche Dame durch einen Diener des Schlosses tot aufgefunden, und der Graus, den dieses Zimmer einflößte, nahm noch zu. Der arme Blaubart, der auf einen Schlag seine ausgiebige Unehre und das tragische Ende seiner Frau erfuhr, war untröstlich über dieses zweite Unglück in Ansehung des ersten. Er hatte Blanche von Gibeaumex mit seltener Glut geliebt, heißer als Jeanne La Cloche, Gigogne Traignel und selbst Colette Passage. Bei der Kunde, daß sie ihn standhaft betrogen hatte und ihn nie mehr betrügen würde, empfand er einen Schmerz und eine Verwirrung, die, weit entfernt, sich zu besänftigen, täglich heftiger wurden. Sein Leiden wurde unerträglich und warf ihn aufs Krankenlager; man fürchtete um sein Leben.

Nachdem die Aerzte mehrere Arzeneien ohne Erfolg angewandt hatten, eröffneten sie ihm, das einzige Mittel gegen seine Krankheit sei dies, daß er eine junge Gattin nähme. Sofort dachte er an seine kleine Cousine Angele von Garandine, deren Hand er leicht zu erhalten

hoffte, da sie mittellos war. Was ihn dazu ermutigte, sie zur Frau zu nehmen, das war, daß sie für schlicht und unerfahren galt. Nachdem eine geistreiche Frau ihn betrogen hatte, beruhigte ihn eine dumme. Er heiratete Fräulein von Garandine und erkannte, daß er sich in seiner Voraussicht getäuscht hatte. Angele war sanft, Angele war gut, Angele liebte ihn; sie neigte nicht von selber zum Bösen; doch dem Ungeschicktesten gelang es, sie jederzeit zum Bösen zu verführen. Man brauchte ihr nur zu sagen: „Tu dies, sonst tust du dir weh!", „Komm hierher, sonst frißt dich der Werwolf!" Oder auch: „Mach' die Augen zu und nimm dieses Mittel ein", und sofort tat das Unschuldslamm, was die Schelme von ihr wollten und was zu begehren sehr natürlich war, denn sie war hübsch. So ward Herr von Montragoux von dieser reinen Seele eben so sehr und noch mehr betrogen wie vordem von Blanche von Gibeaumex, und dazu hatte er noch das Unglück, es zu wissen, denn Angele war viel zu aufrichtig, um ihm etwas zu verbergen. Sie sagte zu ihm: „Mein Herr Gemahl, man sagte mir dies, man tat mir jenes; man faßte mich hier an; ich sah das, ich fühlte dies." Und durch solche Offenherzigkeiten bereitete sie dem armen edlen Herrn unaussprechliche Qualen. Er ertrug sie standhaft. Trotzdem kam es vor, daß er zu dieser schlichten Seele sagte: „Du bist eine Pute!" und ihr Ohrfeigen gab. Diese Ohrfeigen brachten ihn in den Ruf der Grausamkeit, der ihm für immer anhaften sollte. Ein Bettelmönch kam nach Les Guillettes, während Herr von Montragoux auf der Schnepfenjagd war, und fand Frau Angele beim Nähen eines Puppenkleides. Der gute Mönch merkte, daß sie ebenso einfältig wie schön war und entführte sie auf seinem Esel, indem er ihr vorspiegelte, der Erzengel Gabriel erwarte sie im Waldesdickicht, um ihr Strumpfbänder von Perlen zu schenken. Man nimmt an, daß der Wolf sie gefressen hat, denn sie ward nie mehr gesehen.

Wie konnte Blaubart nach so schlimmen Erfahrungen nochmals zur Ehe schreiten? Man verstände es nicht, wenn man nicht wüßte, welche Macht schöne Augen über ein edles Herz haben. Der ehrsame Edelmann traf in einem Schlosse der Gegend, wo er verkehrte, eine junge Waise von Stand, Alix von Pontalcin, die ein habgieriger Vormund all ihrer Habe beraubt hatte, und die nur noch daran dachte, ins Kloster zu gehen. Dienstfertige Freunde legten sich ins Mittel, um sie von ihrem Einfluß abzubringen und sie zu bewegen, Herrn von Montragoux die Hand zu reichen. Blaubart, der sich in ihren Armen ein unendliches Glück erhoffte, ward abermals in seinen Erwartungen getäuscht; ja diesmal mußte ihm die Enttäuschung infolge seiner Anlage noch empfindlicher sein, als all das Mißgeschick, das er in seinen früheren Ehen erlitten hatte. Alix von Pontalcin weigerte sich hartnäckig, diese Verbindung, in die sie doch gewilligt hatte, in Wirklichkeit einzugehen. Umsonst drängte Herr von Montragoux sie, sein Weib zu werden; sie blieb taub gegen Bitten, Tränen und Tadel, entzog sich den leisesten Liebkosungen ihres Gatten und floh in das Gemach der unglücklichen Fürstinnen, wo sie sich einschloß und ganze Nächte scheu und allein verbrachte. Der Grund dieses Widerstandes,

der den menschlichen wie göttlichen Gesetzen so entgegen ist, wurde nie aufgeklärt; man schrieb ihn dem Umstand zu, daß Herr von Montragoux einen blauen Bart hatte; doch das, was wir vorhin von diesem Barte sagten, macht jene Annahme wenig wahrscheinlich. Zudem ist dies ein Gegenstand, über den sich schwer reden läßt. Der arme Gatte litt die grausamsten Qualen. Um sie zu vergessen, jagte er mit Wut, jagte Hunde, Pferde und Pikörе tot. Doch wenn er ermattet und erschöpft in sein Schloß zurückkehrte, so genügte der Anblick von Fräulein von Pontalcin, um seine Kräfte und zugleich seine Qualen zu beleben. Endlich ertrug er es nicht länger; er suchte in Rom um die Aufhebung dieser Ehe nach, die nur eine Scheinehe war, und erreichte sie gemäß dem kanonischen Recht und mit Hilfe eines schönen Geschenks an den heiligen Vater. Wenn Herr von Montragoux Fräulein von Pontalcin mit den Zeichen des Respekts entließ, die man einer Frau schuldet, und ohne seinen Stock auf ihrem Rücken zu zerbrechen, so geschah dies, weil er eine starke Seele, ein weites Herz hatte und weil er so sehr Herr seiner selbst wie seines Schlosses Les Guillettes war. Doch er schwur, daß nichts Weibliches seine Gemächer mehr betreten sollte. Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er diesen Schwur bis zuletzt gehalten!

3.

Ein paar Jahre waren vergangen, seit Herr von Montragoux seine sechste Frau fortgeschickt hatte; und man bewahrte in der Gegend nur noch eine trübe Erinnerung an das häusliche Mißgeschick, das über diesen guten Edelmann hereingebrochen war. Man wußte nicht, was aus seinen Frauen geworden war, erzählte sich im Dorfe des Abends Geschichten, daß einem die Haare zu Berge standen. Die einen glaubten sie, die andern nicht. Zu dieser Zeit ließ sich eine Witwe in vorgerückten Jahren, die Dame Sidonie von Lespoisse, mit ihren Kindern im Schloß La Motte-Giron nieder, das in der Luftlinie zwei Meilen von Les Guillettes entfernt lag. Woher sie kam, wer ihr Gatte gewesen, das wußte kein Mensch. Die einen behaupteten von Hörensagen, er hätte Aemter in Savoyen oder Spanien bekleidet; andere meinten, er wäre in Westindien gestorben; mehrere bildeten sich ein, daß seine Witwe unermeßliche Güter besäße, woran einige stark zweifelten. Trotzdem lebte sie auf großem Fuße und lud den ganzen Adel der Gegend nach La Motte-Giron ein. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere, Anna, schon fast eine alte Jungfer, sehr durchtrieben war. Die Jüngere, Johanna, die leicht zu verheiraten war, verbarg unter dem Scheine der Harmlosigkeit eine frühe Welterfahrung. Die Dame von Lespoisse besaß auch zwei Söhne von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, sehr schöne und schmucke Jünglinge, von denen der eine Dragoner, der andere Musketier war. Dieser, dessen Patent ich gesehen habe, war schwarzer Musketier. Das sah man ihm freilich nicht an, wenn er zu Fuße ging, denn die schwarzen Musketiere unterscheiden sich von den grauen nicht durch die Farbe ihres Rockes, sondern durch das Fell ihres Pferdes. Die einen wie die andern trugen

einen Waffenrock von blauem Tuche mit goldnen Tressen. Die Dragoner trugen als Abzeichen eine Art Pelzmütze, deren Ende forsch auf Ohr herabhing. Die Dragoner standen in üblem Rufe; Beweis das Volkslied:

„Da kommen die Dragoner,
Mama, wir wollen flieh'n!"

Doch man hätte in den beiden Dragonerregimentern Sr. Majestät umsonst nach einem größeren Schürzenjäger, Schmarotzer und geriebeneren Halunken gesucht als Cosme von Lespoisse war. Sein Bruder war mit ihm verglichen ein ehrlicher Bursche. Pierre von Lespoisse war ein Trunkenbold und Spieler; er hatte Glück mit den Karten und gefiel den Damen; das waren seine einzigen Subsistenzmittel, die man kannte.

Die Dame von Lespoisse, ihre Mutter, lebte in La Motte-Giron nur deshalb auf großem Fuße, um die Leute irrezuführen. In Wahrheit besaß sie nichts als Schulden, selbst für ihre falschen Zähne. Ihre Kleider, ihre Möbel, ihre Kutsche, ihre Pferde und Dienstboten, alles war ihr von Pariser Wucherern geliehen, die ihr drohten, es ihr wieder fortzunehmen, wenn sie nicht bald eine ihrer Töchter an einen reichen Herrn verheiratete. So war die ehrbare Sidonia jeden Augenblick gewärtig, zwischen leeren Wänden zu sitzen. Zur Wahl eines Schwiegersohns gedrängt, hatte sie es sofort auf Herrn von Montragoux abgesehen, sie erriet, daß er schlicht, leicht zu täuschen, sehr sanftmütig und rasch entflammt sei, trotz seines anscheinend rauhen und scheuen Wesens. Ihre Töchter teilten ihre Ansicht und durchbohrten den armen Blaubart bei jeder Bewegung mit Blicken, die ihm bis auf den Herzensgrund gingen. So verfiel er den Reizen der beiden Fräuleins von Lespoisse sehr bald, vergaß seinen Schwur und dachte an nichts weiter, als die eine oder andere zu heiraten, da er beide gleich schön fand. Nach einigem Zaudern, das weniger durch seine Unschlüssigkeit, als durch seine Schüchternheit verursacht war, fuhr er in seiner Staatskarosse nach La Motte-Giron und hielt bei der Dame von Lespoisse um eine ihrer Töchter an; welche, überließ er ihrer Entscheidung. Madame Sidonie antwortete ihm höflich, daß sie ihn hoch schätze und ihm gestatte, derjenigen der beiden Fräuleins von Lespoisse den Hof zu machen, die er vorzöge.

„Suchen Sie zu gefallen, mein Herr," sagte sie zu ihm, „und ich will die erste sein, die Ihrem Erfolg Beifall zollt."

Um sie näher kennen zu lernen, lud Blaubart Anna und Johanna von Lespoisse samt ihrer Mutter, ihren Brüdern und einer Menge von Damen und Edelleuten ein, vierzehn Tage im Schloß Les Guilettes zu verbringen. Nun gab es nichts als Spazierfahrten, Jagd- und Angelpartien, Tanz- und Festlichkeiten, Mahlzeiten und Zerstreuungen aller Art.

Ein junger Edelmann, den die Damen von Lespoisse untergebracht hatten, der Chevalier de la Merlus, arrangierte die Treibjagden. Blaubart hatte die schönsten Meuten und die schönsten Koppeln von Jagdhunden. Die Damen wetteiferten mit den Edelleuten an

Leidenschaft für die Hirschjagd. Man hetzte das Wild nicht immer zu Tode, aber Jäger und Jägerinnen verirrten sich paarweise, fanden sich wieder und verirrten sich von neuem im Walde. Der Chevalier de la Merlus verirrte sich vornehmlich mit Johanna von Lespoisse, und jeder kehrte des Nachts ins Schloß zurück, bewegt von seinen Abenteuern und zufrieden mit seinem Tagewerk. Nach einigen Tagen der Beobachtung gab der gute Herr von Montragoux der jüngeren der beiden Schwestern entschieden den Vorzug vor der älteren; Johanna war entschieden frischer, womit nicht gesagt sein soll, daß sie unberührter war. Er ließ seine Vorliebe durchblicken, da er sie nicht zu verbergen brauchte, denn sie war durchaus ehrbar und überdies ohne Arg. Er machte dem jungen Mädchen also nach besten Kräften den Hof, sprach nach seiner Gewohnheit wenig mit ihr, blickte sie jedoch an, indem er furchtbar die Augen rollte und Seufzer ausstieß, die einen Eichbaum entwurzelt hätten. Bisweilen lachte er auch, daß die Scheiben klirrten und das Geschirr zitterte. Als einziger von der ganzen Gesellschaft merkte er nicht, wie sehr sich der Chevalier de la Merlus der jüngeren Tochter von Frau von Lespoisse zugetan war, oder wenn er es merkte, so sah er doch nichts Schlimmes darin. Seine Erfahrung mit Frauen war nicht groß. Genug, um ihn argwöhnisch zu machen, und wenn er liebte, mißtraute er nicht. Meine Großmutter pflegte zu sagen, die Erfahrung sei im Leben nichts wert, und man bliebe, was man war. Ich glaube, sie hatte recht, und die wahre Geschichte, die ich hier schildere, bestätigt es nur.

Blaubart entfaltete bei diesen Festen einen seltenen Glanz. Sobald es dunkel ward, erleuchteten tausend Fackeln den Wiesenplan vor dem Schlosse. Diener und Mägde, als Faune und Dryaden verkleidet, bedienten den Tisch, die alle Leckerbissen von Wald und Feld trugen. Musiker spielten unablässig schöne Symphonien. Gegen Ende des Mahls erschienen der Schulmeister und die Schulmeisterin, von der Dorfjugend gefolgt, vor den Tischgenossen und verlasen ein Kompliment für Herrn von Montragoux und seine Gäste. Ein Astrologe in spitzer Mütze trat an die Damen heran und weissagte ihnen ihre künftigen Liebschaften aus den Linien ihrer Hand. Blaubart gab allen seinen Lehnsleuten zu trinken und verteilte selbst Brot und Fleisch unter die Bedürftigen.

Um zehn Uhr abends zog man sich vor der Kühle der Nacht in die Gemächer zurück, die durch eine Unmenge von Kerzen erleuchtet waren, und in denen Tische für alle möglichen Spiele aufgestellt waren: Landsknecht, Billard, Reversi, Kammerspiel, Roulette Bête, Hokka, Krimpelspiel, Tricktrack, Würfel, Bassett- und Calbasspiel. Blaubart hatte beständig Unglück in allen diesen Spielen und verlor allnächtlich große Summen. Was ihn über ein so hartnäckiges Unglück hinwegsetzte, war der Umstand, daß die Damen von Lespoisse alle drei viel Geld gewannen. Johanna, die Jüngere, die im Spiele des Herrn de la Merlus stets mitsetzte, häufte dabei Berge von Gold an. Auch die beiden Söhne der Frau von Lespoisse machten im Reversi oder im Bassettespiel gute Geschäfte, und bei den gewagtesten Spielen blieb

ihnen das Glück unveränderlich günstig. Diese Spiele dauerten bis tief in die Nacht. Man schlief nicht bei diesen wunderbaren Belustigungen, und, wie es der Verfasser der ältesten Geschichte von Blaubart ausdrückt, „verbrachte man die ganze Nacht damit, Bosheiten zu treiben.“ Diese Stunden waren bei weitem die holdesten am Tage, denn unter dem Vorwand von Scherzen verbargen sich die, welche Neigung zueinander verspürten, im Schutze des Dunkels in einem Alkoven. Der Chevalier de la Merlus verkleidete sich eines Tages als Teufel, ein andermal als Gespenst oder als Währwolf, um die Schlafenden zu erschrecken, doch zuletzt schlich er sich immer in das Schlafgemach von Fräulein Johanna von Lespoisse. Der gute Herr von Montragoux ging bei diesen Spielen nicht leer aus. Die beiden Söhne der Frau von Lespoisse streuten ihm Juckpulver ins Bett und verbrannten in seinem Schlafzimmer Dinge, die einen abscheulichen Gestank verbreiteten. Oder sie stellten einen Krug voll Wasser auf seine Tür, so daß sich dem guten Herrn, wenn er die Tür schloß, der ganze Inhalt auf den Kopf ergoß. Endlich spielten sie ihm auch allerhand gute Streiche, über die sich die Gesellschaft belustigte und die Blaubart mit seiner angeborenen Sanftmut ertrug.

Er machte seinen Antrag, den Frau von Lespoisse annahm, obwohl ihr, wie sie sagte, das Herz brach bei dem Gedanken, eine ihrer Töchter zu verheiraten. Die Hochzeit wurde in La Motte-Giron mit außerordentlichem Prunke gefeiert. Fräulein Johanna, von blendender Schönheit, war ganz in französische Spitzen gehüllt und trug eine Frisur mit tausend Locken. Ihre Schwester Anna trug ein grünes Samtgewand, mit Gold bestickt. Das Kleid ihrer Frau Mutter war von gekräuseltem Gold mit schwarzen Raupen, und ihr Schmuck bestand aus Perlen und Diamanten. Herr von Montragoux hatte ein schwarzes Samtkleid angelegt, auf dem alle seine großen Diamanten prangten; er sah vorzüglich aus und hatte einen Ausdruck von Unschuld und Scheu, der gegen sein blaues Kinn und seine breitschultrige Gestalt vorteilhaft abstach. Auch die Brüder der Braut waren ohne Zweifel reizend gekleidet; doch der Chevalier de la Merlus in seinem rosa Samtrock mit Perlenbesatz strahlte unvergleichlichen Glanz aus.

Nach Beendigung der Feier nahmen die Juden, die der Familie und dem Verehrer diesen Staat und diese reichen Juwelen geliehen hatten, die Sachen ab und brachten sie per Post nach Paris.

4.

Einen Monat lang war Herr von Montragoux der glücklichste Mensch. Er betete seine Frau an und hielt sie für einen Engel an Keuschheit. Sie war etwas ganz andres; doch hätten sich auch Gewandtere als der arme Blaubart darin getäuscht, so listig und verschlagen war diese Person, und so willig, ihrer Frau Mutter zu gehorchen, welche die geschickteste Schelmin im ganzen Königreich Frankreich war. Diese Dame ließ sich mit Anna, ihrer ältesten Tochter, ihren beiden Söhnen Pierre und Cosme und dem Chevalier de la Merlus in Les Guillettes nieder. Der Letztere wich nicht mehr von der Seite

der Frau von Montragoux, gleich als wäre er ihr Schatten. Den guten Ehemann ärgerte das etwas, denn er hätte seine Frau dauernd für sich allein behalten mögen; doch nahm er keinen Anstoß an der Freundschaft, die er für den jungen Edelmann empfand, da sie ihm gesagt hatte, er wäre ihr Milchbruder.

Charles Perrault erzählt, einen Monat nach dieser Eheschließung hätte Blaubart in einer wichtigen Angelegenheit eine sechswöchentliche Reise unternehmen müssen; doch er scheint die Gründe dieser Reise nicht zu kennen, und man hat vermutet, daß sie nur der übliche Vorwand war, zu dem der eifersüchtige Gatte seine Zuflucht nahm, um seine Frau zu überlisten. Die Wahrheit ist ganz anders: Herr von Montragoux reiste nach Le Perche, um die Erbschaft seines Vetters von Outarde anzutreten, der in der Schlacht bei Dünkirchen von einer Kanonenkugel ruhmvoll getötet ward, als er auf einer Trommel saß und Würfel spielte.

Vor der Abreise bat Herr von Montragoux seine Frau, in seiner Abwesenheit alle denkbaren Zerstreuungen zu genießen.

„Lassen Sie Ihre Freundinnen kommen, Madame," sprach er zu ihr, „und fahren Sie mit ihnen spazieren; unterhalten Sie sich und speisen Sie gut."

Er übergab ihr die Schlüssel des Hauses, zum Zeichen, daß sie während seiner Abwesenheit in der ganzen Herrschaft Les Guillettes die einzige, unumschränkte Herrin sein sollte.

„Hier," sprach er, „sind die Schlüssel zu den beiden großen Gerätkammern; hier ist der für das Gold- und Silbergeschirr, das nicht täglich benutzt wird; hier ist der für meine Schatztruhen, die all mein Gold und Silber enthalten, hier der für die Kästen, in denen meine Edelsteine sind, und hier der Schlüssel, der alle Zimmer öffnet. Dieser Kleinschlüssel ist für das Gemach am Ende des langen Ganges im Erdgeschoß; öffnen Sie alles, gehen Sie überall hin."

Wie Charles Perrault behauptet, setzte er hinzu:

„Nur das kleine Gemach verbiete ich Ihnen zu betreten, und zwar so streng, daß, wenn es Ihnen beikommt, es zu öffnen, Sie von meinem Zorn alles gewärtigen können."

Der Historiker Blaubarts hat, indem er diese Worte wiedergab, leider ohne Nachprüfung die Version mitgeteilt, die nach dem Vorfall von den Damen von Lespoisse in Umlauf gesetzt wurde. Herr von Montragoux drückte sich ganz anders aus. Als er seiner Gattin den Schlüssel des Kleinen Gemachs aushändigte, das kein andres war, als das der unglücklichen Fürstinnen, von dem wir schon mehrmals zu sprechen hatten, drückte er seiner geliebten Johonna den Wunsch aus, diesen Teil des Schlosses, den er als verhängnisvoll für sein häusliches Glück ansah, nicht zu betreten. Durch dieses Gemach war seine erste Frau — von allen die beste — mit ihrem Bären entflohen; dort hatte Blanche von Gibeaumex ihn mit verschiedenen Edelleuten ausgiebig betrogen; jene Porphyrfliesen waren mit dem Blute einer angebeteten Frevlerin befleckt. War das für Herrn von Montragoux

nicht Grund genug, um mit diesem Gemache grausame Erinnerungen und schlimme Ahnungen zu verknüpfen?

Die Worte, die er an Johanna von Lespoisse richtete, drückten die Wünsche und Eindrücke aus, die seine Seele bewegten. Sie lauteten wörtlich:

„Ich habe kein Geheimnis vor Ihnen, Madame, und ich müßte fürchten, Sie zu beleidigen, indem ich Ihnen nicht alle Schlüssel eines Hauses, das Ihnen gehört, aushändige. Sie können dies kleine Gemach also betreten, ebenso wie alle anderen Räume dieses Schlosses; doch wenn Sie mir glauben wollen, werden Sie es nicht tun, um mich zu Dank zu verpflichten und wegen der schmerzlichen Gedanken, die ich damit verknüpfe, und der schlimmen Ahnungen, die diese Gedanken wider Willen in meinem Geiste erwecken. Ich wäre verzweifelt, wenn Ihnen etwas zustieße oder ich Ihre Huld verscherzte; und Sie, Madame, werden diese gottlob grundlosen Befürchtungen als Zeichen meiner besorgten Zärtlichkeit und meiner wachsamen Liebe verzeihen."

Mit diesen Worten umarmte der gute Herr seine Gattin und fuhr mit der Post nach Le Perche.

„Die Nachbarinnen und guten Freundinnen," sagt Charles Perrault, „warteten nicht auf die Einladung, um die junge Frau zu besuchen; so neugierig waren sie, alle Schätze ihres Hauses zu sehen. Sie gingen sofort durch alle Zimmer, Gemächer und Gerätkammern, deren eine immer schöner war als die andere; sie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu übertreiben und zu beneiden."

Alle Historiker, die diesen Gegenstand behandelt haben, fügen hinzu, daß Frau von Montragoux kein Vergnügen daran fand, alle die Schätze zu besehen, da sie vor Ungeduld brannte, das kleine Gemach zu öffnen. Nichts ist wahrer; und wie Perrault sagt, „wurde sie derart von ihrer Neugier getrieben, daß sie, ohne zu bedenken, daß es unschicklich ist, seine Gäste zu verlassen, auf einer kleinen Geheimtreppe hinabstieg, und zwar so eilig, daß sie sich zwei- bis dreimal fast den Hals gebrochen hätte." Die Tatsache ist unzweifelhaft war. Doch was niemand gesagt hat, sie war nur deshalb so ungeduldig, diesen Ort zu betreten, weil sie den Chevalier de la Merlus dort erwartete.

Seit ihrem Einzug im Schloß Les Guillettes traf sie den jungen Edelmann täglich und lieber zweimal als einmal in diesem Gemache, ohne daß sie dieser für eine junge Frau so wenig ziemlichen Unterhaltungen müde ward. Es ist unmöglich, sich über die Art der Beziehungen zwischen Johanna und dem Chevalier zu täuschen: sie waren nicht ehrbar, sie waren nicht unschuldig. Ach, wenn die Dame von Montragoux nur die Ehre ihres Gatten verletzt hätte, so würde sie den Tadel der Nachwelt ohne Zweifel verdienen; doch der strengste Moralist würde Entschuldigungen dafür finden; er würde zugunsten einer so jungen Frau die zeitgenössischen Sitten, das Beispiel der Hauptstadt und des Hofes, die zu offenbaren Wirkungen einer schlechten Erziehung, und die Ratschläge einer perversen Mutter anführen; denn Sidonie von Lespoisse begünstigte die Galanterien ihrer Tochter. Die

Weisen würden ihr eine Sünde verzeihen, die zu süß ist, um ihre Strenge zu verdienen; ihre Fehltritte wären zu landläufig erschienen, um sehr groß zu sein, und jedermann hätte sich gesagt, daß sie es getrieben hätte wie die andern. Doch Johanna von Montragoux begnügte sich nicht damit, die Ehre ihres Gatten zu verletzen, sie vermaß sich auch, ihm nach dem Leben zu trachten.

In jenem kleinen Gemach, das auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, karteten Johanna von Lespoisse, Herrin von Montragoux, mit dem Chevalier de la Merlus den Mord ihres treuen und zärtlichen Gatten ab. Später erklärte sie, sie hätte beim Betreten dieses Gemaches die Leiber von sechs ermordeten Frauen darin hängen gesehen, während ihr geronnenes Blut die Fliesen bedeckte, und da sie in diesen Unglücklichen die sechs ersten Frauen von Blaubart erkannt hätte, so hätte sie das Los, das ihrer selbst harrte, geahnt. In diesem Falle hätte sie also die Wandmalereien für verstümmelte Leichen gehalten, und man müßte ihre Halluzinationen mit denen der Lady Macbeth vergleichen. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daß Johanna diesen furchtbaren Anblick erfunden hat, um ihn nachher zu schildern und die Mörder ihres Gatten zu rechtfertigen, indem sie ihr Opfer verleumdete. Herr von Montragoux sollte also sterben! Gewisse Briefe, die ich vor Augen habe, zwingen mich zu der Annahme, daß die Dame Sidonie von Lespoisse an dem Komplott teilnahm. Ihre ältere Tochter war sozusagen dessen Seele. Anna von Lespoisse war die schlimmste von der Familie. Die Schwächen der Sinne blieben ihr fremd, und sie war keusch inmitten der Ausschreitungen ihrer Familie, nicht als ob sie sich eine Freude versagt hätte, die sie ihrer für unwürdig hielt, sondern weil ihre einzige Freude die Grausamkeit war. Sie beredete ihre beiden Brüder Pierre und Cosme zu dem Verbrechen, indem sie ihnen ein Regiment versprach*).

5.

Es erübrigt noch, an der Hand authentischer Dokumente und sicherer Zeugnisse das furchtbarste, treuloseste und feigeste häusliche Verbrechen, das uns überliefert ist, darzustellen. Die Untat, deren Umstände wir hier ausführen wollen, hat nur ein Gegenstück: in der Ermordung des Wilhelm von Flavy am 9. März 1449 durch Bianca von Overbrenc, seine junge und zarte Gattin, den Barstard von Orbandas und den Barbier Johann Boquillon. Sie erstickten Wilhelm in seinen Kopfkissen, erschlugen ihn mit einem Holzklotz und schnitten ihm die Halsader durch, wie einem geschlachteten Kalbe. Bianca von Overbrenc bewies später, daß ihr Gatte sie habe ertränken wollen, wohingegen Johanna von Lespoisse ihren Gatten, der sie liebte, schändlichen Missetätern auslieferte. Wir wollen die Tatsache so nüchtern wie möglich berichten.

Blaubart kehrte etwas früher heim, als erwartet. Man hat daraus fälschlich geschlossen, daß er, von schwarzer Eifersucht geplagt, seine

*) Man kaufte die Offizierspatente sowie die Richterstellen im ancien régime. D. Uebers.

Frau überraschen wollte. Gutmütig und vertrauensselig wie er war, hätte er, wenn er an eine Ueberraschung dachte, ihr nur eine freudige bereitet. Seine Zärtlichkeit, seine Güte, sein frohes und ruhiges Wesen hätten die wildesten Herzen gerührt. Der Chevalier de la Merlus jedoch und das ganze verruchte Geschlecht der Lespoisses sah darin nur eine bequeme Gelegenheit, ihn beiseite zu schaffen und sich seiner Reichtümer zu bemächtigen, die durch die neue Erbschaft noch vergrößert waren. Seine junge Gattin empfing ihn mit lächelnder Miene, ließ sich umarmen, sich in das eheliche Schlafgemach führen, und tat alles, was der treffliche Mann wollte. Am nächsten Morgen übergab sie ihm den Schlüsselbund, den er ihr anvertraut hatte. Doch der Schlüssel zum Gemach der unglücklichen Fürstinnen, gewöhnlich das kleine Gemach genannt, fehlte. Blaubart bat sanft darum. Johanna zauderte eine Weile unter verschiedenen Vorwänden; dann gab sie ihn heraus.

Hier drängt sich eine Frage auf, die man nicht anschneiden kann, ohne aus dem beschränkten Gebiet der Geschichte in das unbegrenzte Reich der Philosophie zu kommen. Charles Perrault sagt ausdrücklich, der Schlüssel zum kleinen Gemache sei „gefeit" gewesen, d. h. verzaubert, magisch, mit Eigenschaften begabt, die den Naturgesetzen wenigstens so, wie wir sie auffassen — widersprechen. Für das Gegenteil fehlen uns die Beweise. Es ist hier der Ort, an die Vorschrift meines verehrten Lehrers, des Herrn Duclos des Lunes, Mitglieds vom Institut, zu erinnern: „Wenn das Uebernatürliche sich einstellt, darf der Historiker es nicht verwerfen." Ich will mich also damit begnügen, inbetreff dieses Schlüssels die einstimmige Meinung der alten Biographen Blaubarts zu berichten; alle behaupten, er sei „gefeit" gewesen. Das ist sehr wichtig. Uebrigens ist dieser Schlüssel nicht das einzige Erzeugnis menschlichen Gewerbfleißes, das mit wunderbaren Eigenschaften begabt war. Die Ueberlieferung ist reich an Beispielen von gefeiten Schwertern. So war das Schwert des Königs Artus gefeit; das der Jungfrau von Orleans war es nach dem unwiderleglichen Zeugnis von Jean Chartier; und der Beweis, den dieser berühmte Chronist dafür angibt, ist der, daß, als die Klinge zerbrach, die beiden Bruchstücke sich nicht wieder zusammenschweißen ließen, wie sehr sich auch die berühmtesten Schwertfeger abmühten. Victor Hugo spricht in einem seiner Gedichte von „gefeiten Treppen, die stets irreführen." Ja, viele Autoren behaupten, es gäbe gefeite Menschen, die sich in Wölfe verwandeln können. Wir wollen uns nicht darauf einlassen, einen so starken und beständigen Glauben zu bekämpfen, und hüten uns, zu entscheiden, ob der Schlüssel gefeit war oder nicht. Der kluge Leser wird unsere Meinung ohnedies erraten, denn unsere Zurückhaltung bedeutet nicht Ungewißheit, und darin ist sie verdienstlich. Wo wir uns aber auf unserm eigenen Gebiete oder besser im Kreis unsrer Gerichtsbarkeit befinden, wo wir wieder Richter der Tatsachen, Schiedsrichter der Umstände werden, das ist die Behauptung, der Schlüssel hätte Blutflecke gehabt. Die Autorität der Texte geht nicht so weit, daß wir dies glauben. Er hatte keine Blutflecke. In dem

W. DITTMAR-BERLIN: Damenzimmer.

FLATOW & PRIEMER-BERLIN: Wohnzimmer.

kleinen Gemache war zwar Blut geflossen, doch vor langer Zeit. Mochte es nun eingetrocknet oder abgewaschen sein, der Schlüssel konnte davon nicht befleckt sein, und was die verbrecherische Gattin auf dem eisernen Gegenstand für einen Blutfleck hielt, das war der Widerschein des noch rosigen Morgenhimmels. Dagegen bemerkte Herr von Montragoux beim Anblick des Schlüssels, daß seine Gattin das kleine Gemach betreten hatte. Der Schlüssel sah jetzt nämlich reiner und glänzender aus, als damals, wo er ihn ihr gegeben hatte, und er dachte sich, daß diese Politur nur vom Gebrauch kommen könnte.

Der Eindruck, den ihm diese Wahrnehmung bereitete, war schmerzlich, und er sagte zu seiner jungen Frau mit traurigem Lächeln:

„Mein Liebstes, Sie haben das kleine Gemach betreten. Möge dies keine schlimmen Folgen haben, für Sie, wie für mich! Von diesem Gemache geht ein schlimmer Einfluß aus, vor dem ich Sie gern bewahrt hätte. Wenn Sie ihm dauernd unterliegen sollten, so wäre ich untröstlich. Vergeben Sie mir; man ist abergläubisch, wenn man liebt."

Bei diesen Worten begann die junge Gattin — wiewohl Blaubart ihr keine Furcht einflößen konnte, denn seine Sprache und sein Benehmen drückten nichts als Schwermut und Liebe aus — aus Leibeskräften zu schreiben:

„Hilfe! Hilfe! Man mordet mich!"

Das war das verabredete Zeichen, auf das der Chevalier de la Merlus und die beiden Söhne der Frau von Lespoisse sich auf Blaubart stürzen und ihn mit ihren Degen durchbohren sollten.

Doch der Chevalier, den Johanna in einem Wandschrank des Zimmers versteckt hatte, erschien allein. Als Herr von Montragoux ihn mit dem Degen in der Faust anspringen sah, griff er gleichfalls zur Waffe.

Johanna entfloh entsetzt und begegnete auf dem Gang ihrer Schwester Anna, die sich nicht, wie man gesagt hat, auf einem Turme befand, denn die Schloßtürme waren auf Befehl des Kardinals Richelieu niedergelegt worden. Anna von Lespoisse bemühte sich, ihre Brüder zu ermutigen, die, bleich und wankend, einen so großen Schlag nicht zu führen wagten.

Da rief Johanna schnell und flehentlich:

„Rasch! Rasch! Brüder, helft meinem Liebsten!"

Nun stürzten Pierre und Cosme sich auf Blaubart, der soeben den Chevalier de la Merlus entwaffnet hatte und auf ihm kniete. Sie rannten ihm ihre Degen verräterisch von hinten durch den Leib und stachen noch lange auf ihn ein, als er schon tot war.

Blaubart hatte keine Erben. Seine Witwe wurde Herrin seiner Güter. Sie verwendete einen Teil dazu, ihre Schwestern auszustatten, einen anderen, ihren zwei Brüdern Kapitänschargen zu kaufen, und den Rest, um selbst den Chevalier de la Merlus zu heiraten, der, seit er reich war, ein sehr ehrenwerter Mann wurde.

(Berechtigte Uebersetzung von Friedrich Oppeln-Bronikowski.)

Persönliches von Richard Muther.

Von

Alfred Gold.

Wenn man mit Richard Muther, diesem sensibelsten aller Kunstprofessoren, plaudernd einmal beisammen saß, etwa nach einem der vielen populären Vorträge, die er in den letzten Jahren gehalten hat, dann kam unweigerlich das Gespräch auf das Schreiben: Immer voll von Themen der Kunstgeschichte, die er neu behandelt wissen wollte, pflegte er die zumeist übliche zünftige Art der Behandlung abzutun mit dem Wort „schlecht, nämlich langweilig geschrieben". Damit war eine Sache für ihn schon erledigt; auch in der Wissenschaft lehnte er den Stil einer Darstellung ab, die sich nicht anregend las, die nicht kurzatmig, lebendig, vibrierend war, und aus solcher Ablehnung erklärte er sich dann selber: Niemals vielleicht beherrschte einen Gelehrten so sehr wie ihn der Glaube, daß man nicht gelehrt sein müsse auf Kosten der Lesbarkeit.

Muther war als Schriftsteller aus einem literarisch-künstlerischen Kreis in München hervorgegangen; seine entscheidenden Jahre verbrachte er dort, und man erzählte, daß er in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek arbeitend dennoch eine Art Schwärmerdasein geführt hat, worin sogar manche Aeußerlichkeit französischen Aestheten-tums, des Romantisme, der Theophile Gautierzeit mit ihren orientalischen Verkleidungen auftauchte. Jedenfalls hat er sich damals mit den Ausläufern der interessanten Literaturen, mit den Zeugnissen letzter Uebergangskunst, mit der Dekadenz (die nur der Unwissende schlechtweg Verfall nennt) gründlich vertraut gemacht, und aus seinem unerschöpflichen Reichtum an Kenntnissen und Parallelen aus diesem Gebiet erstand die orchideenhafte und doch nicht duftlose Stilkunst seiner viel bewunderten und viel benörgelten „Malerei des 19. Jahrhunderts". Was für ein Ereignis dieses Werk war, auch das erfahren zu haben, gehört zu den persönlichen Erinnerungen an Muther: Er selbst trat ja hervor in diesem Buch; er sprach zu einer Jugend, die aus halbverstandenen Bruchstücken moderner Kunst nichts Ganzes zu machen wußte, und die hier zum ersten Mal nicht nur den Versuch dazu, sondern eine virtuose Beherrschung eines kaum noch bekannten Materials fand.

Muther war als Schriftsteller, was er selbst so gern als Vergleich für gewisse Künstler heranzog, er war wie jener Des Esseintes im bekannten Roman von Huysmans ein Aesthet, der jede Gruppe von Namen, Daten und Gedanken in eine Harmonie zu bringen verstand, gerade darin ähnlich dem Huysmansschen Gourmet, auch wenn dieser seine Harmonien nur aus Wahlsprüchen und Likören zusammensetzte. Sehr überraschend wirkte es aber nun, diesen Feinschmecker der Schriftstellerei, diesen gelehrten Aestheten, diesen Sammler-Amateur, eben diesen Des Esseintes, im Leben als kleinen rundlichen glatzköpfigen

Herrn zu sehen, der mit seinem grauschwarzen Spitzbart und mit seinem Smoking, den er bei seinen Besuchen in Berlin und Wien ein wenig zu oft trug, fast den Eindruck eines Provinzkaufmanns machen konnte. Namentlich von Wien aus erinnere ich mich, wie überrascht oder eigentlich enttäuscht man gesellschaftlich von seiner „Insignifiance" war. In Wirklichkeit hatte bei ihm eben aller innerer Reichtum nur eine Aeußerungsform, und das war die stille Arbeit der Feder. Nur im Schreiben fand er seine Sicherheit, seine Stärke, seine Grazie: Oft genug hörte ich ihn Ansprüche der Geselligkeit scherzhaft damit ablehnen, daß er seinen Geist in „Druckerschwärze" aufbrauche, und unglaubhaft gut klingt die Geschichte, die dennoch wahr ist, daß er einmal in einem Geschäft, wo er unredlich bedient worden war, zur Reklamation mit einem (allerdings nur kurzen) Manuskript erschien, das er vorlas . . .

Im Schreiben lebte er. Man mußte ihn auf Reisen etwa in einem Hotelzimmer oder einem Kaffeehaus mit fliegender Feder arbeiten gesehen haben, um dann manche seiner Aufsätze in ihrer sauberen und — trotz breitester Manuskriptränder — unkorrigierten Handschrift als Leistungen einer eigenen Technik zu bewundern.

Nicht gesprochen, sondern geschrieben, zumindest dem Geiste, dem Stil nach waren endlich auch Muthers Vorträge, obwohl er sie freilich mit seinem erstaunlichen Gedächtnis frei und in raschestem fließendem Tone sprach. Die Form war auch hier wieder sehr elegant, sehr ästhetisch, und selbst die Art, wie Muther z. B. die Projektionsbilder abrollen ließ, ohne sich dabei bemerkbar zu machen, ohne den Stock des Dozenten zu Hilfe zu nehmen, hatte etwas ganz Unzünftiges, Weltmännisches; diese Vorträge waren denn auch beliebt und bewundert, obgleich sie manchmal noch bedenklicher als die Aufsätze und Bücher die reine kunstkritische Analyse vermieden und lediglich Stimmung, Literatur, Biographie dafür gaben. Muther als akademischer Lehrer war der Führer einer kleinen, treuen Gemeinde, in der man ihm persönlich sehr nahe kommen konnte, und der gegenüber er sich aufrichtig gab, wie er war, jugendlich, Eindrücken zugänglich, deprimiert und begeistert, sensitiv und sensibel. In seinem Seminar konnte ihn beim Vortrag über Dürer oder Rembrandt der Stoff so ergreifen, daß er selbst Tränen vergoß; die ganze innere Glut, aus der bei ihm die leichte und vornehme Darstellungskunst aufwuchs, war dann zu erkennen.

Stark war in Muther bei alledem ein Zug von freundlicher Güte; aus seinen klugen und herzlichen, oft in harmloser Fröhlichkeit leuchtenden Augen konnte diese Güte überwältigend aufleuchten. Die Bitterkeit vieler Feindseligkeiten (nicht nur von Feinden) konnte ihm lange nichts anhaben. Sie hat ihn schließlich doch untergraben.

Uebergang.

Von

Hans Mühlestein.

Wer bist du? — fragst du mich, den Wanderer.
Ein armer Teufel, der im Dunkel reist;
er strebt aus dieser Zeit nach anderer,
gehetzt, gestoßen vom ererbten Geist.

Und was bezweckst du? — Nichts kann ich bezwecken.
Ich muß die Ketten der Gewalten brechen,
und bis dahin wird's mich darniederstrecken,
gerade wenn die Zeit gereift, zu sprechen.

So schweig du ganz und sei kein Aergernis,
du Fremdling, wandernd zwischen festen Sitzen.
— Reiß ich ins Künftige den kleinsten Riß,
will ich mit Freude all mein Blut verspritzen.

Denn sieh! Der Geist, der wandert auch, wie ich,
hat manche dürre Schale schon zerbrochen.
Er stampft auch Eure Trümmer sicherlich;
Denn er hat sich von je am Fleisch gerochen.

An die Kunstschüler!

Vortrag*) von Oscar Wilde.

Der Vortrag, den ich die Ehre habe heut Abend vor Ihnen zu halten, soll Ihnen keine abstrakte Definition der Schönheit geben. Denn wir, die in der Kunst arbeiten, können nicht eine Theorie der Schönheit als Ersatz für die Schönheit selbst gelten lassen, und weit davon entfernt, sie in einer verstandesmäßigen Formel isolieren zu wollen, suchen wir vielmehr, sie in einer Form zu materialisieren, die durch die Sinne die Seele erfreut. Wir möchten sie schaffen, nicht definieren. Die Definition soll dem Werke folgen; das Werk soll sich nicht der Definition anpassen.

Nichts ist dem jungen Künstler so gefährlich wie irgendeine Vorstellung von idealer Schönheit; sie verführt ihn beständig zu schwächlicher Niedlichkeit oder lebloser Abstraktion. Wollen Sie jedoch das Ideal erreichen, so dürfen Sie es nicht seines lebendigen

*) Gehalten am 30. Juni 1883 vor den Schülern der Royal Academy in London. Zum ersten Male nach dem Originalmanuskript mitgeteilt von Max Meyerfeld.

Wesens entkleiden. Sie müssen es im Leben finden und in der Kunst neu schaffen.

Ich möchte Ihnen also einerseits keine Philosophie der Schönheit geben — denn was ich heut Abend vorhabe, ist: zu untersuchen, wie wir Kunst schaffen, nicht wie wir davon reden können —; andrerseits wünsche ich nicht, ein Thema wie Geschichte der englischen Kunst zu behandeln.

Zunächst bedeutet ein solcher Ausdruck wie englische Kunst nichts. Man könnte ebensogut von englischer Mathematik sprechen. Die Kunst ist die Wissenschaft der Schönheit, und die Mathematik ist die Wissenschaft der Wahrheit; beide haben keine nationale Schule. Ja, eine nationale Schule ist lediglich eine provinziale Schule. Es gibt überhaupt nichts Derartiges wie eine Kunstschule. Es gibt nur Künstler — weiter nichts.

Und was Kunstgeschichten betrifft, so sind sie ganz wertlos für Sie, es sei denn, Sie strebten nach der ruhmreichen Vergessenheit einer Kunstprofessur. Es hat keinen Zweck für Sie, die Jahreszahlen Peruginos oder den Geburtsort eines Salvator Rosa zu kennen; alles, was Sie von Kunst wissen sollen, ist: ein gutes Bild zu erkennen, wenn Sie es sehn, und ein schlechtes, wenn Sie es sehn. Was die Lebenszeit des Künstlers angeht, so sieht jede gute Arbeit vollkommen modern aus: eine griechische Skulptur, ein Porträt von Velasquez — sie sind immer modern, gehören immer unsrer Zeit an. Und was die Nationalität des Künstlers betrifft, so ist die Kunst nicht national, sondern universal. Meiden Sie also die Archäologie durchaus! Die Archäologie ist lediglich die Wissenschaft, schlechte Kunst zu entschuldigen; sie ist der Fels, an dem mancher junge Künstler scheitert und Schiffbruch leidet; sie ist der Abgrund, aus dem kein Künstler, alt oder jung, je zurückkehrt. Oder wenn er zurückkehrt, ist er so vom Staub und Moder der Zeit bedeckt, daß er als Künstler ganz unkenntlich ist und sich für den Rest seines Lebens unter dem Barett eines Professors oder als Illustrator alter Geschichte verborgen halten muß. Wie wertlos die Archäologie in der Kunst ist, können Sie daran ermessen, daß sie so populär ist. Popularität ist der Lorbeerkranz, den die Welt schlechter Kunst aufsetzt. Was populär ist, ist vom Uebel.

Da ich also nicht über die Philosophie des Schönen und über die Geschichte der Kunst sprechen will, werden Sie mich fragen, worüber ich denn hier sprechen möchte. Das Thema meiner heutigen Vorlesung lautet: was macht einen Künstler, und was macht der Künstler? Welches ist das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, welche Bildung soll der Künstler empfangen, und was ist das Wesen eines guten Kunstwerks?

Zuerst ein paar Worte über das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, worunter ich das Zeitalter und das Land verstehe, in dem er geboren ist. Alle gute Kunst hat, wie ich vorhin sagte, nichts mit einem besonderen Jahrhundert zu tun; diese Universalität ist das Wesen des Kunstwerks; aber die Bedingungen, die dieses Wesen erzeugen, sind verschieden. Sie sollten, meiner Ansicht nach, Ihre Zeit

völlig begreifen, um sich völlig von ihr zu abstrahieren. Bedenken Sie, daß, wenn Sie überhaupt ein Künstler sind, Sie nicht das Mundstück eines Jahrhunderts, sondern Herr der Ewigkeit sein werden; daß alle Kunst auf einem Grundsatz beruht, und daß rein zeitliche Erwägungen überhaupt kein Grundsatz sind; und daß die, welche Ihnen raten, in Ihrer Kunst das neunzehnte Jahrhundert zu spiegeln, Ihnen den Rat geben, eine Kunst zu schaffen, die Ihre Kinder, wenn Sie welche haben, für altmodisch halten. Aber Sie werden mir sagen: dies ist eine unkünstlerische Zeit, und wir sind ein unkünstlerisches Volk, und der Künstler leidet sehr in diesem unserm neunzehnten Jahrhundert.

Natürlich leidet er. Ich leugne das am allerwenigsten. Aber bedenken Sie: es hat nie eine künstlerische Zeit, nie ein künstlerisches Volk gegeben, seitdem die Welt steht. Der Künstler ist immer eine auserlesene Ausnahme gewesen und wird es immer sein. Es gibt kein goldenes Zeitalter der Kunst — nur Künstler, die geschaffen haben, was goldener ist als Gold.

Aber wie, werden Sie mir einwenden, verhält es sich mit den Griechen? Waren sie nicht ein künstlerisches Volk?

Nun, die Griechen sicher nicht, aber vielleicht meinen Sie die Athener, die Bürger einer einzigen Stadt unter tausenden.

Halten Sie die Athener für ein künstlerisches Volk? Betrachten wir sie zur Zeit ihrer höchsten künstlerischen Blüte in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., als sie die größten Dichter und die größten Künstler der alten Welt hatten, als der Parthenon auf Geheiß eines Phidias in seiner Anmut erstand, als der Philosoph im Schatten der gemalten Säulenhalle Weisheit lehrte und die Tragödie in hehrer Hoheit über die marmorne Bühne zog. Waren sie damals ein künstlerisches Volk? Nicht im mindesten. Was ist ein künstlerisches Volk anders als ein Volk, das seine Künstler liebt und ihre Kunst versteht? Die Athener konnten beides nicht.

Wie haben sie Phidias behandelt? Phidias verdanken wir die große Zeit, nicht nur in der griechischen, sondern in aller Kunst — ich meine: da der Gebrauch des lebenden Modells aufkam.

Und was würden Sie sagen, wenn sämtliche englischen Bischöfe, hinter denen das englische Volk stünde, eines Tages von Exeter Hall zur Royal Academy zögen und Sir Frederick Leighton in einem grünen Wagen nach Newgate ins Gefängnis schafften auf die Beschuldigung hin, er habe Ihnen gestattet, lebende Modelle in Ihren Entwürfen zu religiösen Bildern zu benutzen?

Würden Sie nicht laut protestieren gegen die Barbarei und das Puritanertum einer solchen Idee? Würden Sie nicht geltend machen, daß die schlimmste Art, Gott zu ehren, darin besteht, den Menschen zu entehren, der nach Seinem Bilde geschaffen und das Werk Seiner Hände ist; und daß man, wenn man Christus malen will, die Christus ähnlichste Person nehmen muß, die sich finden läßt, und wenn man die Madonna malen will, das reinste Mädchen, das man kennt?

Würden Sie nicht hinlaufen und, wenn nötig, das Gefängnis

niederbrennen und sagen, ein solcher Vorgang sei ohnegleichen in der Geschichte?

Ohnegleichen? Nun, genau das taten die Athener.

In dem Saal der Parthenon-Gruppen im Britischen Museum können Sie einen Marmorschild an der Wand sehn. Darauf sind zwei Figuren: die eine die eines Mannes, dessen Gesicht halb verborgen ist, die andre die eines Mannes mit den gottähnlichen Zügen des Perikles. Dafür, daß er dies getan, daß er in ein, der religiösen Geschichte Griechenlands entnommenes, Basrelief das Bild des großen Staatsmannes eingeführt hat, der Athen damals beherrschte, wurde Phidias ins Gefängnis geworfen, und dort, im Kerker des athenischen Staats, starb der wundervollste Künstler der alten Welt.

Und halten Sie das für einen Ausnahmefall? Das Kennzeichen eines philiströsen Zeitalters ist der Vorwurf der Immoralität gegen die Kunst, und dieser Vorwurf wurde vom athenischen Volke gegen jeden großen Dichter und Denker seiner Zeit erhoben — gegen Aeschylus, Euripides, Sokrates. Ebenso war es im Florenz des dreizehnten Jahrhunderts. Die Tüchtigkeit des Handwerks ist den Gilden, nicht dem Volke zu danken. Sobald die Gilden ihre Macht verloren und das Volk aufkam, war es mit schöner, anständiger Arbeit vorbei.

Und darum reden Sie nie von einem künstlerischen Volk; dergleichen hat es nie gegeben.

Aber vielleicht werden Sie mir sagen: die äußere Schönheit der Welt ist uns fast ganz entschwunden, der Künstler wohnt nicht mehr inmitten der reizenden Umgebung, die in früheren Zeiten das natürliche Erbe jedes einzelnen war, und die Kunst ist sehr schwer in dieser unsrer reizlosen Stadt, wo man, wenn man morgens zur Arbeit geht oder abends von ihr zurückkehrt, durch eine Straße nach der andern kommt mit der törichtsten, dümmsten Architektur, die die Welt je erlebt hat; einer Architektur, in der jede reizende griechische Form entweiht und geschändet, jede reizende gotische Form entweiht und geschändet ist, so daß drei Viertel der Häuser in London lediglich zu viereckigen Kasten von den gemeinsten Größenverhältnissen geworden sind, ebenso elend wie rußig und ebenso armselig wie anspruchsvoll — die Flurtür immer falsch in der Farbe, die Fenster falsch in der Größe, und wenn Sie, der Häuser überdrüssig, sich anschickten, die Straße selbst zu betrachten, so gäbe es nichts für Sie zu sehn als Zylinderhüte, Männer mit Plakaten auf Brust und Rücken, zinnoberrote Briefkasten, und dabei müßten Sie noch befürchten, von einem grasgrünen Omnibus überfahren zu werden.

Ist die Kunst nicht schwer, werden Sie mir sagen, in einer solchen Umgebung? Selbstverständlich ist sie schwer, aber leicht hatte es die Kunst nie; Sie selbst möchten ja auch gar nicht, daß sie es leicht hat; und außerdem ist nichts der Mühe wert als das, was die Welt für unmöglich erachtet.

Sie wollen jedoch nicht bloß mit einem Paradoxon abgespeist werden. Welches sind die Beziehungen des Künstlers zu der äußeren Welt, und was folgt für Sie aus dem Verlust einer schönen Umgebung?

Das ist eine der wichtigsten Fragen der modernen Kunst; und auf keinen Punkt legt Ruskin solchen Nachdruck wie darauf, daß der Verfall der Kunst sich aus dem Verfall schöner Gegenstände ergeben hat und daß die Schönheit, wenn der Künstler sein Auge nicht an ihr weiden kann, aus seinem Werke verschwindet.

Ich erinnere mich, in einer seiner Vorlesungen entwirft er uns, nachdem er den schmutzigen Anblick einer englischen Großstadt beschrieben, ein Bild, wie sich die künstlerische Umgebung früher ausgenommen hat.

Stellt Euch vor, sagt er in Worten von vollendeter, malerischer Bildkraft, deren Schönheit ich nur schwach wiederzugeben vermag, stellt Euch vor, welch ein Schauspiel sich einem Zeichner der gotischen Schule — Nino Pisano oder einem seiner Gehilfen — auf seinem Nachmittagsspaziergang bot:

„Zu beiden Seiten eines leuchtenden Flusses sah er eine Reihe leuchtenderer Paläste mit Bogen und Säulen, mit tiefrotem Porphyr und Nephrit ausgelegt, emporragen; an den Kais sprengten vor ihren Toren Reitertrupps dahin, edel von Angesicht und Gestalt, mit blitzendem Helmbusch und Schild; Roß und Reiter ein einziges Labyrinth von seltsamen Farben und Lichtstrahlen — die purpurnen, Silber- und Scharlachfransen flossen über die starken Glieder und den klirrenden Panzer, wie die Wogen des Meeres über Felsen bei Sonnenuntergang. Auf beide Ufer des Flusses gingen Gärten, Höfe und Klöster hinaus; eine lange Zeile weißer Säulen im Schmucke des Weinlaubs; Fontänen sprangen zwischen blühenden Granatapfel- und Orangenbäumen; und auf den Gartenwegen, unter und zwischen dem Karminrot der Granatapfelschatten, bewegten sich langsam Gruppen der schönsten Frauen, die Italien je gesehn — der schönsten, weil reinsten und gedankenvollsten; in allem hohen Wissen wie in aller höfischen Kunst zu Hause: im Tanz, Gesang, in süßem Witze, in edler Bildung, edlerem Mut, der edelsten Liebe — gleichermaßen befähigt, die Seele des Mannes zu erheitern, zu bezaubern oder zu retten. Ueber dieses ganze Schauspiel vollendeten menschlichen Lebens ragten Dom und Glockenturm, funkelnd in weißem Alabaster und Gold; hinter Dom und Glockenturm die Abhänge mächtiger Hügel, silbergrau von Oliven; weit im Norden, über einem Purpurmeer von Bergspitzen des feierlich ernsten Apennin sandten die klaren, scharf gespaltenen Berge Carraras ihre standhaften Flammen von marmornem Gipfel zum Bernsteinhimmel empor; die große See selbst, unter der weiten Lichtfläche schwelend, erstreckte sich von ihrem Fuße bis zu den Gorgonischen Inseln; und über all dem, ewig gegenwärtig, nah oder fern durch das Weinlaub gesehn oder mit dem Zuge der Wolken im Strome des Arno gespiegelt oder mit seinem tiefen Blau sich scharf abhebend von dem goldnen Haar und den brennenden Wangen des Ritters und der Dame — der ungetrübte, heilige Himmel, der in diesen Tagen eines unschuldigen Glaubens für alle Menschen die unbestrittene Wohnstätte der Geister war, wie die Erde die Wohnstätte der Menschen, und der durch seine Wolkentore und Tauschleier stracks in die ehr-

fürchtige Ewigkeit führte — ein Himmel, an dem jede vorübergleitende Wolke buchstäblich der Wagen eines Engels war und jeder Strahl seines Abends und Morgens vom Throne Gottes ausging."

Was halten Sie davon für eine Zeichenschule?

Und nun betrachten Sie die niederschlagende, monotone Erscheinung einer modernen Stadt, die düstere Kleidung der Männer und Frauen, die nichtssagende, dürftige Architektur, die farblose, schreckliche Umgebung. Ohne ein schönes nationales Leben wird nicht allein die Plastik, werden alle Künste aussterben.

Was das religiöse Gefühl am Ende der Stelle betrifft, so brauche ich darüber wohl nicht zu sprechen. Die Religion entspringt dem religiösen Gefühl, die Kunst dem künstlerischen Gefühl; Sie bekommen nie das eine von dem andern; wenn Sie nicht die richtige Wurzel haben, können Sie nicht die richtige Blume erlangen; und wenn jemand in einer Wolke den Wagen eines Engels sieht, wird er sie wahrscheinlich einer Wolke sehr unähnlich malen.

Aber was die allgemeine Idee in der ersten Hälfte dieser allerliebsten Prosastelle anlangt: ist es wirklich wahr, daß eine schöne Umgebung für den Künstler notwendig ist? Ich glaube nicht; sicher nicht. Ja, für mich ist das Unkünstlerischste in unsrer Zeit nicht die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber dem Schönen, sondern die Gleichgültigkeit des Künstlers gegenüber dem, was häßlich genannt wird. Denn für den echten Künstler ist nichts an sich schön oder häßlich. Mit den Tatsachen des Gegenstands hat er nichts zu tun, sondern nur mit seinem Aussehn, und das Aussehn hängt ab von Licht und Schatten, vom Stoff, von der Stellung und vom Tonwert.

Das Aussehn ist tatsächlich bloß eine Sache des Effekts, und mit den Wirkungen der Natur haben Sie sich zu beschäftigen, nicht mit der wirklichen Beschaffenheit des Gegenstands. Was Sie als Maler zu malen haben, sind nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie zu sein scheinen, nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie nicht sind.

Kein Gegenstand ist so häßlich, daß er unter gewissen Licht- und Schattenbedingungen, durch die Berührung mit andern Dingen nicht schön aussehn kann; kein Gegenstand ist so schön, daß er unter gewissen Bedingungen nicht häßlich aussehn kann. Ich glaube, alle vierundzwanzig Stunden sieht das Schöne einmal häßlich und das Häßliche einmal schön aus.

Und die Plattheit eines großen Teils unsrer englischen Malerei scheint mir daher zu kommen, daß so viele unsrer jungen Künstler lediglich das ansehn, was man „Konfektionsschönheit" nennen darf, während Sie als Künstler da sind, nicht um die Schönheit zu kopieren, sondern um sie in Ihrer Kunst zu schaffen, in der Natur auf sie zu warten und nach ihr auszuschaun.

Was würden Sie von einem Dramatiker sagen, der nur tugendhafte Menschen als Personen in seinem Stück auftreten ließe? Würden Sie nicht sagen, die Hälfte des Lebens entginge ihm? Nun, von dem

jungen Künstler, der nur Schönes malt, sage ich: die eine Hälfte der Welt entgeht ihm.

Warten Sie nicht darauf, daß Ihnen das Leben malerisch entgegenkommt, sondern versuchen Sie, das Leben unter malerischen Bedingungen zu sehn. Diese Bedingungen können Sie für sich in Ihrem Atelier schaffen, denn es sind bloß Lichtbedingungen. In der Natur müssen Sie darauf warten, nach ihnen ausschaun, sie auslesen; und wenn Sie warten und ausschaun, kommen werden sie.

In Gower Street sehn Sie vielleicht bei Nacht einen Briefkasten, der malerisch ist; am Ufer der Themse in London sehn Sie vielleicht malerische Schutzleute. Selbst Venedig ist nicht immer schön, so wenig wie Frankreich.

Malen, was man sieht, ist eine gute Regel in der Kunst; aber sehn, was sich zu malen lohnt, ist besser. Sehn Sie das Leben unter malerischen Bedingungen! Es ist besser, in einer Stadt mit veränderlichem Wetter zu leben als in einer Stadt mit lieblicher Umgebung.

Nachdem wir nun gesehn haben, was den Künstler macht und was der Künstler macht, fragen wir: wer ist der Künstler? Unter uns lebt ein Mann, der alle Eigenschaften vornehmster Kunst in sich vereinigt, dessen Werke eine Freude für alle Zeit sind, der selbst ein Meister für alle Zeit ist. Dieser Mann ist Whistler.

Aber, werden Sie mir sagen, die moderne Kleidung, die ist schlecht. Wenn Sie nicht schwarzes Tuch malen können, hätten Sie auch nicht ein seidenes Wams fertig gebracht. Häßliche Kleidung ist besser für die Kunst — Tatsachen des Sehvermögens, nicht des Gegenstands.

Was ist ein Bild? Ursprünglich ist ein Bild eine schönfarbige Oberfläche, lediglich das, und es hat ebenso wenig eine geistige Botschaft oder Bedeutung für Sie wie ein köstliches Stück venetianisches Glas oder ein blauer Ziegel aus der Mauer von Damaskus. Es ist ursprünglich etwas rein Dekoratives, eine Augenweide.

Alle archäologischen Bilder, die Sie ‚wie merkwürdig!', alle sentimentalen Bilder, die Sie ‚wie traurig!', alle historischen Bilder, die Sie ‚wie interessant!' sagen lassen, alle Bilder, die Ihnen nicht auf der Stelle eine solche künstlerische Freude bereiten, daß sie Ihnen den Ausruf entlocken ‚wie schön!', sind schlechte Bilder.

— — — — — — — — — — — —

Wir wissen nie, was ein Künstler machen wird. Natürlich nicht. Der Künstler ist kein Spezialist. Alle solche Unterscheidungen wie Tiermaler, Landschaftsmaler, Maler des schottischen Viehs in englischem Nebel, Maler des englischen Viehs in schottischem Nebel, Pferderennen-Maler, Bullterrier-Maler, alle sind seicht. Wer ein Künstler ist, kann alles malen.

— — — — — — — — — — — —

Der Zweck der Kunst ist, den göttlichsten, entlegensten der Akkorde anzuschlagen, die in unsrer Seele Musik machen; und Farbe ist an sich eine mystische Gegenwart auf der Oberfläche der Dinge und der Ton eine Art Schildwache.

Rede ich also der bloßen Technik das Wort? Nein. Solange irgendwelche Merkmale der Technik vorhanden sind, ist das Bild unfertig. Ein Bild ist fertig, wenn alle Spuren der Arbeit und der Mittel, die aufgewendet werden, um das Resultat hervorzubringen, verschwunden sind.

Bei dem Handwerker — dem Weber, dem Töpfer, dem Schmied — sind die Spuren seiner Hand auf seiner Arbeit. Aber so ist es nicht bei dem Maler; so ist es nicht bei dem Künstler.

Die Kunst soll kein Gefühl haben als ihre Schönheit, keine Technik als das, was sich nicht wahrnehmen läßt. Man soll von einem Bilde sagen können, nicht daß es ‚gut gemalt', sondern daß es ‚nicht gemalt' ist.

Was ist der Unterschied zwischen absolut dekorativer Kunst und einem Gemälde? Die dekorative Kunst betont ihr Material; die Phantasiekunst vernichtet es. Ein Wandteppich zeigt seine Fäden als einen Teil seiner Schönheit; ein Bild vernichtet seine Leinwand, zeigt nichts davon. Porzellan betont seine Glasur; Wasserfarben weisen das Papier von sich.

Ein Bild hat keine andre Bedeutung als seine Schönheit, keine Botschaft als seine Freude.. Das ist die erste Wahrheit in der Kunst, die Sie nie aus den Augen verlieren dürfen. Ein Bild ist etwas rein Dekoratives.

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

10.

Während wir so miteinander scherzten, erschien ein Herr in der Tür des Pavillons. Giuseppina verzog ärgerlich das Gesicht. Unsere Gruppe schien ihm zu mißfallen. Er war elegant gekleidet, hatte aber jene etwas steife Gezwungenheit in der Haltung, an der man den deutschen Offizier in Zivil erkennt. Dazu stimmten auch seine mächtige, nicht gerade schwerfällige Gestalt, die hochgerötete Haut des Gesichts, besonders aber des Halses, sowie der starke rotblonde Schnurrbart über dem langen dünnen Mund. Obwohl er noch ziemlich jugendlich wirkte, schien sein Gesicht wie verwittert, die Haut war wie von Sturm und Sonne gegerbt; die dunkelgrauen, tiefliegenden Augen hatten etwas Durchdringendes und die ungewöhnlich gebogene Nase sprach von viel Lebenskraft. Er trat zu Giuseppina heran, die ein Gesicht machte wie ein gescholtenes Kind. Es kam mir vor, als ob er mit etwas preußischer Aussprache halblaut zu ihr sagte: „Na, Kind,

wenn Ihr beide fertig seid, sag's bitte!" Dann rückte er sich ein Taburett heran, setzte sich dicht zu Giuseppina, zog das Militär-Wochenblatt heraus, und, während er las, flüsterte er: „Wer is' denn der Mann? Alte Connaissance (spr. sangse), was? Bei welchem Re'ment steht er denn? Am Ende kenn' ich ihn!"

Der Dame wurden diese Bemerkungen lästig. Sie stand auf und trat hinaus in den Park.

Nun konnte ich dem Offizier ins Gesicht sehen, und ich erkannte den ehemaligen stud. jur. von Seydewitz, der mich, als ich in Heidelberg die Rechte studierte, zu seinem Korps „keilte", wo ich es ganze sechs Wochen aushielt. Während ich auf die lärmend um die Kneiptafel versammelte anmutlose Runde mit geringer Sympathie zurückblicke, habe ich für Seydewitz eine gewisse Neigung und Achtung behalten. Er war ein anständiger, freilich leicht aufbrausender Charakter und keineswegs dumm. Als Einziger in diesem Kreis gab er sich Rechenschaft über sein Tun und Denken. Er erkannte genau alle Nachteile des Korpslebens, ertrug sie aber, weil er die Institution als Ganzes hochstellte, als Schule des Muts, der Zucht, der Selbstbeherrschung, der Manieren. Wir disputierten oft halbe Nächte lang über dieses Thema und, während die anderen zum Teil wahre Simplizissimuskarikaturen waren, liebte ich in ihm den starken, ehrlichen Gegner. Unsere Wege gingen bald auseinander, aber viele Jahre später erkannte ich ihn zufällig auf einem Wörmanndampfer längs der Westküste von Marokko. Er nahm eine militärische Stellung im Kolonialdienst ein und kehrte auf Urlaub nach Hause zurück. Er war dieselbe „Draufgängernatur" wie früher, das Leben in den Tropen hatte ihn noch selbstherrlicher gemacht. Er betonte die Notwendigkeit, die Schwarzen mit Härte zu behandeln, und ich mußte seinen Gründen beipflichten, als er von ihrer vollkommenen Gedanken- und Gefühllosigkeit sprach. Er beklagte sich über die bureaukratische Beschränktheit der Berliner Vorgesetzten, die seinen Betätigungsdrang durch unangebrachte Maßregeln hemmten. Ich erstaunte über die ungeheure Menge Whisky, die er vertilgte, und als wir, lange nach Mitternacht, noch allein im Rauchzimmer des Dampfers saßen, kam eine Art Jammerstimmung über ihn; plötzlich behauptete er, alle seine Ideale seien vernichtet und der Alkohol mache ihn kaput. Später hat er übrigens noch eine kühne militärische Expedition ins Innere Afrikas befehligt.

Einmal traf ich Seydewitz auf einem Münchener Künstlerfest — aber nein, das war ja nicht Seydewitz, sondern der ihm ähnliche Oberleutnant Santen. Mitten in der ausgelassensten Heiterkeit, während sich alles duzte, begann er, ziemlich stark angetrunken, ein wenig zu krakehlen, weil ich mich ziemlich viel mit einer Dame beschäftigte, die er für den Abend gepachtet zu haben glaubte. Es war eine junge Malerin und — wie der Oberleutnant nicht müde wurde zu wiederholen — aus adliger Familie. (Der Bruder stand beim 1. Garderegiment zu Fuß.) Santen wurde von einigen Kameraden, welche die Sachlage besser als er überschauten, hinausgebracht. Ich bin mit Leuten

wie Santen stets in dem Punkt einig gewesen, daß man auch auf Maskenfesten Damen gegen Handgreiflichkeiten und ungezogene Bemerkungen der sexuell besitzlosen Klasse zu schützen hat; aber darum vermochte ich doch nicht in der Faschingslustigkeit von den sozialen Beziehungen einer Dame allzu viel Aufhebens zu machen, deren Augen mir eine „promesse de bonheur" schienen. Ein Teil von mir fühlte sich Leuten wie Seydewitz und Santen verwandt, eine andere Seite wurde gerade durch sie zum heftigsten Spott und Widerspruch gereizt. Meine Kampflust, die ich mit ihnen gemein hatte, warf sich mehr auf Prinzipien und Ideen, die mich in vielem zu ihrem Gegner machten. Das gestaltete meine Stellung unter den Menschen unklar und schwierig. Ich geriet oft ins Disputieren, verzankte mich mit vielen und fühlte deutlich, während der Disput heftig wurde, wie überflüssig das alles war.

„Du hast dich immer viel zu sehr auf Auseinandersetzungen eingelassen, alter Freund," sagte Seydewitz, der auf seinem Taburett saß und mit lärmender Freude auf einige unserer gemeinsamen Erinnerungen anspielte. „Das ließ dich unsicher erscheinen, den Menschen imponiert nur Rechthaberei — und die Waffe." „Aber wozu soll man überhaupt streben, den Menschen zu imponieren," sprach Dr. Lancrets überlegener Geist aus mir, „wenn man erkannt hat, wie töricht die meisten sind." Gerade darum muß man die Bande unterkriegen," rief Seydewitz erregt, „sie unterkriegen, bis sie einem aus der Hand frißt." Halb mußte ich ihm recht geben, ich erkannte, daß diese Unentschiedenheit die Quelle vieler Fehler war, die ich in meinem Leben begangen hatte.

„Bombenhitze," rief Seydewitz plötzlich. „Weißt du was, alter Junge, ich werde hier 'ne kalte Douche unter dem Springbrunnen nehmen."

Er begann sich zu entkleiden. Da mich dieser Anblick nicht reizte, verließ ich ihn. Draußen im Park hörte ich fünf Uhr schlagen. Ich dachte an den Tee und begab mich auf mein Zimmer.

11.

Ich muß gestehen, daß mir durch diese seltsamen Begegnungen etwas wirr im Kopf war, wozu nicht zum wenigsten das Gefühl beitrug, daß Giuseppina Cortis hier lebte. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihr zurück, als es an die Tür klopfte und ein aschblondes Fräulein den Tee hereinbrachte. Sie trug ein einfaches schwarzes Hauskleid, einen steifen weißen Kragen und Manschetten, wie eine Dame, der eine ernsthafte Tätigkeit Eleganz verbietet, die aber dabei appetitlich aussehen muß. Sie blickte mich mit grauen, unter gewölbten Brauen ein wenig leer starrenden Augen an.

„Ja, schauen Sie nur," sagte sie, „ich bin hier als Krankenpflegerin, bis meine Stimme sich erholt hat, und fühle mich wohl dabei."

Das blonde Fräulein gefiel mir recht gut. Im Gegensatz zu der mehr frauenhaften Giuseppina hatte sie etwas Mädchenhaftes. Sie war viel schlanker, doch auch nicht eigentlich mager. Ihre Haut schien nicht so weiß, das Fleisch weicher, das Material des Körpers

im ganzen nicht so edel, dagegen zog der beseelte Ausdruck ihres Gesichtes stark an. Ein weicher, nicht kleiner Mund, das runde, etwas fleischige Kinn verrieten Sinnlichkeit, aber eine, die ganz auf sehnsüchtiges Abwarten beschränkt ist, und — abgesehen von dem rätselhaften Spiel der Augen — nie selbstverlangend auftreten könnte. Die Nase setzte gut an, war aber etwas zu kurz und ein bißchen stumpf geraten. Sie mußte eine Norddeutsche sein; ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könnte, wo wir uns schon begegnet wären. „Diese Frage sieht Ihnen ähnlich," sagte sie leicht pikiert. „Ihr ganzes Unglück besteht darin, daß Sie m i c h vergessen konnten . . . Ich habe es wirklich gut mit Dir . . . mit Ihnen gemeint." Sie kam nicht weiter. Ein Schluchzen stieg in ihr auf. Sie drückte das Taschentuch an den Mund und lehnte sich an einen Sessel. Ich fühlte ein solches Mitleid mit ihrem Schmerz, an dem ich mich schuldig wußte, so daß ich selbst Tränen in den Augen spürte. Ich wäre am liebsten vor ihr auf die Kniee gesunken, um sie um Verzeihung zu bitten, für alles, was ich ihr getan.

„Laß gut sein," erwiderte sie zitternd, als ich einige Worte stammelte, „ich weiß ja, du konntest nicht anders, ich bin nicht die Frau, die dich glücklich machen könnte. Aber etwas mehr Rücksicht hätte ich doch verdient." Ich ergriff ihre Hand, um sie zu beruhigen, aber als ich Sie beim Namen nennen wollte, drängten sich mir eine ganze Reihe von Namen auf die Lippen, Namen von blonden deutschen Frauen, die mich einst trösten, retten, verstehen, inspirieren, heiraten wollten — ich weiß nicht, was alles noch —, die in entmutigten Augenblicken meine Stirn streichelten, allerlei Grundsätze in mir wachriefen, mich manchmal zu Versprechungen und Verpflichtungen hinrissen, von gegenseitiger Achtung, Freundschaft, seelischem Verstehen sprachen, bisweilen auch von Pflicht, anstatt gerades Weges zu lieben und sich lieben zu lassen; Frauen, die in Augenblicken unendlich süß sein konnten, in deren Armen sich nicht nur der Mann, sondern auch der Mensch hinzugeben vermochte und die dann ebenso schnell enttäuschten, fad, leer, sentimental, hausbacken, kurz u n s a c h l i c h i n d e r L i e b e erscheinen mußten; Frauen, die erst zum Mann „aufschauen" wollen und, wenn das für beide Teile auf die Dauer langweilig geworden ist, ihre Hingabe bereuen, „wenigstens" Dankbarkeit verlangen, als wüßte die Liebe von Dank, ja auf einmal „Rechte" beanspruchen, als sei die Liebe ein einklagbarer Vertrag; Frauen, die uns nicht einfach lieben wollen, sondern auf uns „eingehen", was eine Giuseppina Cortis nie vermag, weil sie bloß lieben kann, und darüber hinaus keinen Gesichtskreis hat; Frauen, mit denen man eine Giuseppina zum mindesten seelisch betrügt und die dennoch wieder neben der selbstsicheren ungebrochenen Giuseppina verblassen, Frauen, die nicht den natürlichen Stolz in der Liebe besitzen, weil sie alles verstehen und verzeihen können, Frauen, die eigentlich Krankenpflegerinnen, Haushälterinnen oder Kinderfräuleins sein sollten, aber, wenn sie diese verfluchte rührende Schönheit haben, dem Manne verderblicher werden können, als die echte, einseitig leidenschaftliche Frau,

indem sie ein Trugbild vorgaukeln, die unmögliche Vereinigung besänftigender Mütterlichkeit und rauschspendender Liebe. Diese Frauen warten auf den problematischen Mann, wie Senta auf den fliegenden Holländer. Sie hassen blonde, zu sanfte oder zu starke Männer, bei denen es nichts zu „erlösen" gibt. Sie haben immer im voraus gewußt, daß die Liebe nicht dauernd sei, daß sie nur Episode sind; aber daß es so kurz sein würde, hätten sie nicht geglaubt, und das verbittert sie. Es sind die Frauen, die einem auf die Nerven gehen, und den Höflichsten bisweilen brutal machen, nach denen man sich aber, wenn es einem schlecht geht, immer wieder sehnt; denn sie allein verstehen zu trösten, an einem Winterabend Tee zu bereiten, und — zuzuhören. Man darf sie nicht etwa mit dem kleinen Bürgermädchen für identisch halten; meine Braut Gertrud, die mir von meiner Mutter gewissermaßen ausgesucht worden war, stammte aus der obersten Schicht der Stadt, und doch wartete sie Jahre auf mich, bis ich mich „ausgetobt" hätte — o, sie konnte „verstehen", daß ein Mann andere Gefühle hat, als eine Frau. Ihr Verständnis ging so weit, daß ich sie zur Vertrauten machte in einer Liebesintrigue, die ich mit einer kleinen Schauspielerin hatte, für die sie mit mir gemeinsam schwärmte. War sie nicht die ideale Gattin, die den Mann „versteht"? So ideal, daß ich in den Augen der Welt die Schlechtigkeit beging, sie zum Lohn für ihre Geduld und ihr Verständnis schließlich nicht zu heiraten. Und ich brachte zu meiner Entschuldigung nichts als die fadenscheinige Erklärung hervor, sie ginge mir auf die Nerven.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Sanftmütiger ist die Börse wohl noch niemals gewesen, als jetzt, wo sie täglich über die neuen Orgien unserer Besteuerungsmajorität staunte und dennoch an den schließlichen Sieg des Unsinns nicht glauben mochte. Notabene Unsinns im Lichte des Städtewesens als des Vertreters des mobilen Kapitals! Ihre so charaktereristische Sanftmut, die bedeutsamen Hoffnungen Flügel gibt, wurzelt aber in allem eher, als in einem starken Selbstvertrauen. Vielmehr klangen fast alle Kursberichte in dem piano aus: „Die Stimmung schließe erholt auf die wahrscheinliche Energie (!) des Bundesrates." Was soll nun all dieses Beschönigen einer niederdrückenden Situation bedeuten — von seiten derselben Kreise, die einst auch jene Börsengesetzgebung erlebt haben, an der sie doch ebenfalls lange gezweifelt hatten? Daß eine wirkliche Geschäftslust vorhanden ist, die nur den günstigen Moment, vielleicht sogar nur die Lösung irgendeiner Ungewißheit abwartet, um möglichst rasch in Aktion zu treten. Gründe für ein derartiges Aufwärts anzuführen, wäre vergeblich. Nicht umsonst nennt z. B. der Wiener ein Hausseengagement „in der Lieb" sein. — Für die Liebe gibt es keine Gründe! Und kann es etwas Bezeichnenderes geben, als daß an demselben Mittag, wo die überaus scharfen Erhöhungen des Effektenstempels in der Kommission geschaffen wurden, unsere Tendenz für Papiere der verschiedensten Art günstig aussah? (Die Ablehnung des Erbanfalles durch den Reichstag erfolgte ja erst

mehrere Stunden später!) Immer wieder jene Hoffnungszähigkeit, die selbst unsere Dreiprozentigen sich wieder erholen ließ. Und hat man denn ein Recht, unsere Montanindustrie nur deshalb gut zu beurteilen, weil der Stahlformguß-Verband sich schließlich auf ein Jahr verlängern ließ, oder der Stahlverband in seiner Generalversammlung die nicht genug zu beachtende Tatsache nur leicht gestreift hat, daß die seit 7 Jahren beschleunigte Verlegung von schwerem Oberbau auf den großen preußischen Durchgangslinien nunmehr ihr Ende erreicht hat. Ebenso läßt man sich seinen Optimismus von den Kämpfen im Kalisyndikat keineswegs verderben, diesmal vielleicht in der richtigen Empfindung, daß unter den betreffenden Interessenten von jeher recht kriegerisch verhandelt, dann aber doch gütlich vereinbart worden ist. Das betrifft unsere Tendenz, allein von dort bis zu einer wirklichen Lebhaftigkeit des Geschäftes dürfte noch ein ziemlich weiter Weg sein. Denn deutsche Kolonialwerte mit ihren abnormen Steigerungen, in Colmanskop, oder Kolonialgesellschaftsanteilen bilden doch ein Ausnahmegebiet. Kürzlich zeigte man dabei auf Mendelssohn als Käufer. Indessen gibt sich sogar dieses Haus mit seinem Kommissionsgeschäft viele Mühe, und so haben vielleicht Spekulanten einer so einflußreichen Firma Aufträge gegeben, um sie zugunsten der betreffenden Aktie, als eingeweihten Selbstkäufer hinzustellen. Ein alter Trick, den einige auch mit mancherlei Ordres zuweilen bei der Diskontogesellschaft anwenden. Im übrigen ist es ergötzlich, zu sehen, wie die Vermittler, die unser Publikum für Transvaalwerte bearbeiten, gerade vor unserer deutschen Kolonialhausse warnen. Sie wollen eben die neue Konkurrenz ausschalten, fahren aber fort, zu behaupten, die Randmines bzw. die dortigen 43 Minengesellschaften seien noch ungenügend gestiegen. Sogar die 47 Millionen Pfund, welche dort bisher unter verschiedenen Formen verteilt wurden, werden zur Anreizung angeführt, ganz so, als ob jene Minen niemals leer würden.

* * *

Korruption überall! Kaum daß in Spanien und Frankreich böse Enthüllungen erfolgt sind, wird das alternde Europa mit ähnlichen Nachrichten aus dem jugendfrischen Japan versorgt. Die Siege dieses Volkes wurden bekanntlich auch mit dessen strenger und unantastbarer Verwaltung in Zusammenhang gestellt, die im Gegensatz zu den dortigen Kaufleuten des besten Rufes genoß. Als seinerzeit die ersten japanischen Anleihen zu uns kamen, verwiesen die deutschen Handelskreise, ebenso wie die englischen, auf den fast durchwegs betrügerischen Charakter der japanischen Händler und Fabrikanten. Die Emissionshäuser leugneten natürlich nicht, was zu leugnen unmöglich war, konnten jedoch mit Erfolg nachweisen, daß der betreffende Staat selbst noch niemals seine Verpflichtungen unerfüllt gelassen habe. Inzwischen scheinen aber die japanischen Händler, deren Besserung man bei fortschreitender Zivilisation gerade erhofft hatte, umgekehrt ihr hohes Beamtentum angesteckt zu haben. Denn die neueren Klarlegungen der Presse von Tokio lassen über die Käuflichkeit gelegentlich der Ausrüstung von Flotte und Heer nicht den geringsten Zweifel übrig. Man könnte ja einwenden, daß riesenhafte Vorbereitungen für den Krieg, oder wie es jetzt immer tröstend heißt: für Abwendung (!) des Kriegs, die unreine Geldgier zahlreiche Unternehmer hervorrufen müsse. Das hat jedoch nichts mit dem kapitalistischen Vertrauen zu Japan zu tun, in das wir immer mehr hineingebracht werden. Gut! Die Regierung wird weiter zahlen. Wer bürgt aber für die dortigen Städte, die jetzt eine nach der andern Anleihen im Auslande aufnehmen? Und wer bürgt wiederum den europäischen Industriellen, die vielleicht ihre Banken erst zu jenen Emissionsübernahmen bewogen haben, daß sie wirklich bar Geld sehen. Wenn man auch, wie immer bei fremden Aufträgen, 10, ja 20 Proz. Einschuß vorher verlangt, so wäre noch ein Verlust der weiteren 90 oder 80 Proz. sehr schmerzhaft. Es sei hier nur an Rumänien erinnert, dessen Staatspapiere schon lange als Anlagewerte galten, als man den Aufträgen seiner Städte noch ein fast nichtachtendes Schweigen entgegenzusetzen pflegte. — Wenigstens so lange unsere Fabrikation sonst viel zu tun hatte!

* * *

Ein interessanter Fall, so müßten unsere Nationalökonomen wohl von der Kotierungssteuer sagen; vorausgesetzt, daß die Regierung den gegenwärtigen Reichstag aus eingerosteter Angst vor den Sozialdemokraten nicht aufzulösen wagt. Im Falle also jene famose Steuer

OTTO ERDMANN jr.-BERLIN: Treppenhaus im Erdmannshof, entw. von Architekt Ernst Schneckenberg.

zum Gesetz erhoben werden könnte, wären über die Werttheorien, vor allem von Aktien und Renten ganz neue Erfahrungen zu machen. Wie niedrig würde dann das Publikum z. B. Deutsche Bank kaufen, die nach des Präsidenten Havenstein Berechnung 28 Millionen zu zahlen hätte? Oder Reichsbank, deren Steuerpflicht von demselben Redner auf 30 Millionen geschätzt wurde? Fast scheint es undenkbar, daß irgendeine Aktiengesellschaft in einer so einschneidenden Vermögensfrage eigenmächtig verfügen dürfe. Sie müßte zu diesem Zweck eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, die sich auch gegen ein weiteres Residieren im Kurszettel überhaupt entscheiden könnte, worüber natürlich mit einfacher Stimmenmehrheit erst in einer zweiten Versammlung zu beschließen wäre. Bei Oesterr. Staatsbahn würde sich die Discontogesellschaft an diese selbst wenden, und wer den steifen Nacken des Herrn v. Taussig kennt, hört schon jetzt im voraus dessen: Nein. Die Lombardische Bahn käme nicht einmal mit irgendeinem Prinzip, sondern zeigte auf ihren „abgebrannten" Zustand. Bei der Prince Henri-Bahn würde die interessierte Berliner Bankfirma wahrscheinlich zureden, aber der Aufsichtsrat antwortet dann wohl, daß die Luxemburger Regierung auch noch ein Wörtchen mitzusprechen habe. Und wer sollte für die Notiz der Italienischen Rente bezahlen? Kein Ministerium in Rom kann die eigenen Kapitalisten derart vor den Kopf stoßen, daß sie ihnen die Gelegenheit raubt, sich die heimischen Papiere immer mehr selbst zu erhalten. Glaubt man ferner, daß Oesterreich oder Ungarn ihre Renten bei uns gegen schwere Summen hätten notieren lassen? Besonders, wo der Effektenstempel da ist, also eine anderweitige Belastung vielleicht sogar einen internationalen Vertragsbruch darstellt. Dieser Effektenstempel ist ja jetzt auch noch verschärft, was u. a. bei Pfandbriefen so viel ausmacht, daß die betreffenden Institute fortan Hypotheken $^1/_4$ Proz. teurer anzunehmen hätten. Das ist ein ganz beträchtlicher Zinsunterschied. Hoffentlich irrt sich Fr. v. Liszt mit seiner Behauptung nicht, daß die Hansa das 30 jährige Kartell zwischen Großgrundbesitz und Rohstoffindustrie gesprengt habe.

Die Tennispartie des Kronprinzen.

Von Johannes W. Harnisch.

Man erzählt mir folgende kleine Geschichte: Berlin. Tournier des rot-weißen Tennisklubs. Ein sportliches Ereignis von Range, bei dem, ich weiß nicht: welche Meisterschaften ausgekämpft werden. Unmengen von Zuschauern, viele aus der besten Gesellschaft. Unter ihnen auch der Kronprinz des Deutschen Reiches. Den jungen Herrn, der lange genug zugesehen hat, kommt die Lust an, selbst ein paar Bälle zu schlagen. Begreiflich. Den Sporttreibenden kann das Zuschauen allein nicht sättigen. Ihn prickelt es in den Fingern, wenn er andere spielen, und gut spielen sieht. Der Kronprinz bittet also einen bekannten guten Spieler als Partner und wählt als Gegner das beste Paar aus der mixt-double Konkurrenz. Sie gehen auf einen freien Platz und beginnen zu spielen.

Alsbald strömen die Zuschauer an diesen Platz, um dem Kronprinzen beim Spielen zuzusehen. Auch das mag noch hingehen. Zwar bot der Wettkampf, dem man eben zugesehen hatte, außerordentliches sportliches Interesse. Aber es ist schließlich verständlich, daß bei der überwiegenden Mehrzahl die Neugierde stärker ist als das Sportinteresse. Den Kronprinzen spielen zu sehen, so gut trifft man es selten. Ein kleines Häuflein bleibt als Zuschauer des Wettspieles. Die anderen umscharen den Platz, auf dem der Hohenzoller seine Bälle schlägt. Das Spiel geht anfangs seinen ruhigen Gang. Wie weiter nicht erstaunlich, wird der Kronprinz im ersten set geschlagen. Ihm gegenüber stehen Leute, die mehr freie Zeit zur Pflege des Tennissportes zur Verfügung haben als ein künftiger Herrscher. Das Ergebnis erregt trotzdem ein leises Gemurmel. Und die beiden Gegenspieler des Kronprinzen tauschen stumme Blicke aus. Das Spiel geht weiter. Und nun wird dem Konprinzen jeder Ball zugespielt. Das Publikum quittiert über jeden Ball, den der Kronprinz unter diesen Umständen schlägt, mit dem gleichen Klatschen, das sonst besondere Leistungen der Champions lohnt. Die Dame, die gegen den Kronprinzen spielt, eine der ersten Spielerinnen, schlägt so viele Bälle ins Netz, wie sonst ihr Jahresetat daran zu betragen pflegt. Kurzum, es wird alles getan, um den Kronprinzen darüber zu täuschen, daß er den Gegnern nicht gewachsen ist. Ob

der Kronprinz davon etwas gemerkt hat? Das ist kaum anzunehmen. Es gilt als recht guter Durchschnittsspieler. Vermutlich aber wird ihm etwas Derartiges, was ihm hier unter den Augen der Menge geschah, sehr oft geschehen, wenn ihn keiner beobachtet. Und vermutlich befindet er sich infolgedessen ganz im Irrtum über seine Leistungen im Tennisspiel.

Die Geschichte will an sich wenig besagen. So mag er sich doch für einen ausgezeichneten Spieler halten, während er nur guter Durchschnitt ist! Was liegt daran? Sehr wohl. Nur: Wird es dem Kronprinzen auf irgendeinem Gebiete anders ergehen? Wer ist der Typus des schlichten, der Schmeichelei unzugänglichen Hohenzollern auf dem Throne? Wilhelm I. Und er ist zugleich der einzige, der nicht als Thronfolger alterte. Als die Wahrscheinlichkeit, er werde Preußens Königsthron besteigen, näher rückte, war er ein gereifter Mann. Und auch da blieb er noch von den Gefahren so ziemlich verschont, die sonst den Thronfolger umlauern. Er war fast gemieden. Das Heer der Schmeichler drängte sich um seinen romantischen Bruder auf dem Throne. Ist's ein Zufall, daß er unter diesen Umständen der schlichte Mann wurde und blieb, dessen Schlichtheit Preußens Größe und Deutschlands Einigung zum guten Teile zu danken ist? Würde er den Widerspruch Bismarks haben ertragen können, wenn ihm von Kind auf nie Widerspruch begegnet wäre? Jakobys Wort, das er dem umschmeichelten Romantiker sagte: „Das gerade ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen" — es ist gewiß richtig. Aber warum wollen sie die denn nicht hören? Weil ihnen dieser herbe Trank nie kredenzt wurde.

Es hängt so sehr viel davon ab, ob ein König die Wahrheit zu hören weiß oder nicht. Sehr viel für das Volk. Das bedarf der Ausführung nicht. Sehr viel auch für ihn. Darüber ein Wort. Je weniger ein Herrscher die Wahrheit zu hören gelernt hat, desto schlechter schmeckt sie ihm, wenn sie ihm einmal kredenzt wird. Vor allen Dingen wird er, da ihm ja ein viel angenehmeres Weltbild, als es die Wirklichkeit bietet, richtig scheint, kaum noch in der Lage sein, das Unangenehme, das da mit der Behauptung, die Wahrheit zu sein, an ihn herantritt, als diese zu erkennen. Er muß die Wahrheit für den Ausfluß unrichtiger Anschauung, unbewußter oder wohl auch bewußter, halten. Oder für den der feindlichen Gesinnung. Dementsprechend wird er gegenüber denen handeln, die ihm die Wahrheit sagen. Das wird bekannt. Das miserable Pack der Menschen wird deshalb auch soweit, soweit es sich, wenn die Sache gefahrlos bliebe, nicht zur schmeichlerischen Entstellung herabließe, nun sich gegen solche Folgen damit schützen, daß es die allgemeine Umschmeichelung mitmacht. Als Wahrheitssager bleibt eine verschwindende Minderheit zurück. Eine verschwindende im eigentlichsten Sinne: Einem, der ein ganz falsches Weltbild hat und infolgedessen naturgemäß auch ganz falsch handelt, die Wahrheit zu predigen, ist ein aussichtsloses Geschäft, für das nur Toren Zeit und Mühe opfern werden. Und nur ganz selten einmal wird einem knorrigen Kerle die Bitterkeit schroff die Wahrheit hervorpressen. Die Wahrheit, die ihm dann günstigsten Falls — verziehen wird. Etwa so: „Ein verrückter Kerl, ungeschliffen und ganz verbiestert. Immerhin einer, der's doch eigentlich gut meint. Ich will nicht kleinlich sein."

In der Art geht's weiter. Das Weltbild, das der Herrscher im Kopfe trägt, wird immer schiefer. Infolgedessen wird er auch immer falscher handeln. Dauernde Mißerfolge werden die Folgen sein. Wenig schön für ihn. Das Schlimmste aber kommt, wenn ihm der Schleier schließlich einmal gewaltsam von den Augen gerissen wird. Dieser Augenblick kommt, wenn er lange genug herrscht, mit absoluter Gewißheit; früher oder später. Das gibt dann den völligen Zusammenbruch. Wie soll er sich nun noch in der realen Welt zurecht finden? Finde dich einmal zurecht, wenn alle deine Erfahrungen seit vierzig, fünfzig Jahren falsch waren. Es geht nicht. Zu spät. Und was ist das für eine traurige Bilanz des Lebens, das im strahlenden Sonnenscheine angetreten wurde; des Wirkens, das mit dem besten und reinsten Wollen begonnen wurde? So liegen die Dinge. Das läßt sich auf dem Wege logischer Schlußfolgerung dartun. Und das läßt sich mit empirischen Beispielen belegen. Eins davon: Bei Friedrich Wilhelm IV. trifft Zug um Zug ein.

Jetzt ist man an der Arbeit, einen neuen hoffnungsvollen Sprossen aus dem alten Stamme zu verpfuschen. Ihn für sein ganzes Leben unbrauchbar zu machen. Ihm die Möglichkeit der Selbstkritik zu benehmen und ihn dafür mit Ueberhebung zu erfüllen. Noch ist die Arbeit zu tun.

Alle, die den Kronprinzen näher sahen, stimmen darin überein, daß er ein famoser, frischer Mensch sei. Wie lange kann er's bleiben, wenn so an ihm gehandelt wird?

Morgenandachten.

Von Dr. Karl Wilker.

Die Aufmerksamkeit wurde wieder stärker darauf gerichtet durch einen — diesmal im freien Bremen konstruierten Fall: Maßregelung eines Lehrers wegen Unterlassung der täglichen Morgenandachten. Freilich, die Gefahr ist ja fürchterlich, unausdenkbar: die Kinder haben heute eine deutsche Stunde zuerst — und sangen nicht vorher einen Choral. Oder sie beginnen den Tag mit einer Rechenstunde, mit einer Naturgeschichtsstunde gar! Ohne vorher an den lieben Gott erinnert zu sein. Fürchterlich!

Nur scheint mir mit den Morgenandachten allerhand Fürchterlicheres noch verknüpft zu sein. In zweierlei Beziehungen: Schüler und Lehrer. — Von den ersten wäre das Folgende zu sagen: Die Kinder nehmen in ihren ersten Jahren die Morgenandachten als einen Brauch hin, der auf ihr Gemütsleben — eben in seiner monotonen Alltäglichkeit — keinerlei Einflüsse behält. Im zweiten Stadium entwickelt sich eine gewisse kleine Freude (man darf das nur nicht so merken lassen, deshalb: gewisse), weil man mit dieser „erhebenden" Morgenandacht einige Minuten von irgendwelcher üblen ersten Stunde geschenkt bekommt. Im dritten Stadium — dem des Erwachsenwerdens — wird diese Freude noch stärker: die Andacht wird für die Streber und für die Gewissenhaften die gewohnte Litanei, für die Temperamentvollen und Leichtfertigen aber die notwendige Vorbereitungszeit für die nächstfolgende Lektion. Und vom rein psychologischen Standpunkt aus sind diese Augenblicke des Lernens durchaus nicht so fruchtlos, wie man zu glauben geneigt ist, weil eben das so kurz vor dem Verhör immer mit größter Kräfteanspannung Gelernte tatsächlich für den Augenblick besser gemerkt wird, als das gründlich Gelernte. Das Fürchterliche: statt der Erweckung religiöser Gefühle oder statt der erstrebten Konzentration der Gedanken Verleitung zu unerlaubtem Handeln, zu Betrug und — zu Spöttereien über diese „trefflichen, erhebenden" Andachten. Meinethalben Ausnahmen zugegeben in den ausgesprochen konfessionellen Anstalten. Aber diese Ausnahmen sind nicht zu häufig.

Andererseits: den meisten Lehrern (oder doch einer ansehnlichen Zahl) sind diese vorgeschriebenen Morgenandachten auch nur leere Schemen geworden. Vorschriften muß gehorcht werden! Selbst wenn man's vor dem eigenen Bewußtsein hat nicht verantworten können: man muß Choral Nummer so und soviel singen lassen, und die Epistel des heutigen Tages lesen. Muß . . . Denn was tut man nicht alles fürs liebe Brot! Und gemaßregelt werden . . . verzwickter Gedanke.

Wenn man aber weiter nachdenkt, muß man doch unbedingt zu der Einsicht kommen, daß die revolutionären Geister hier mal wieder (wie so oft) nicht die schlechtesten sind: sie haben nachgedacht über ihre Pflichten, übernommene sowohl wie überkommene; über das Verhalten von Gewissen zu Pflicht, in dem durchaus nicht immer Einklang herrscht, über sittlichen Wert und sittlichen Unwert. Zumeist sind's die jugendlichen Kämpfer oder die jung gebliebenen Alten. Während die Gehorchenden oft nur einen Typ des Lehrers darstellen, der Skatkarten und Bierseidel als Embleme ebenso berechtigt führen darf, wie das Glas mit roter Tinte und den Pack blauer Hefte. Der Typ derer die ihr Amt als Milchkuh liebgewonnen haben, die schon um deswillen alle Skrupel und Kämpfe scheuen. Sie besitzen eine oft beneidenswerte seelische Ruhe. Und vielerlei Tugenden mehr. Natürlich weiß ich sehr gut, daß es ehrliche orthodoxe Lehrer gibt, die ihre Morgenandacht mit Wärme und Eifer halten. Um die handelt es sich aber nicht. Nur um die vielen, die man zu vergewaltigen beliebt.

Wir werden deshalb mit aller Energie immer wieder vollste Gewissensfreiheit fordern: für den Schüler (oder dessen Eltern), den Morgenandachten fernzubleiben, wenn sie ihm nichts weiter als Brauch sein können; für den Lehrer, die Morgenandachten zu halten oder nicht, wie er es vor sich selbst verantworten kann. Selstverantwortung, nicht blinder Gehorsam! Und gleichzeitig fordern wir freie Ausgestaltung

der Morgenandachten, wie sie in den Lanerziehungsheimen und den freien Schulgemeinden schon zum Teil durchgeführt ist: das enge religiöse Moment wird ersetzt durch das gemütbildende. Goethe und Schiller! oder eines anderen Großen Gedanken mögen das Tagwerk einleiten, wenn der Wille (um das Wort „Stimmung" zu vermeiden) dazu da ist. Nur dann!

Gegen den bestehenden und geforderten Betrieb mit seinem unberechtigten Zwang kann die freiforschende und -gestaltende Pädagogik, solange sie auf dem Boden der Ethik steht, nur Kampf kennen. Einen Kampf, den vielleicht erst spätere Generationen entscheiden werden!

Noch ein neuer Mozart.

Von Hofkapellmeister Dr. G. Göhler.

Die von mir hier angezeigte neue Mozart-Oper „Die Dame Kobold" hat inzwischen bereits auf der Dresdner Hofbühne die Richtigkeit meiner Prophezeiung erwiesen und ihrem Entdecker Scheidemantel wie den ausführenden Kräften großen Erfolg gebracht. Ich bin nicht bange darum, daß alle Bühnen, die über die erforderlichen Künstler verfügen, in kurzer Zeit dem schönen Beispiels folgen und mit der „Dame Kobold" ihr kunstsinniges Publikum entzücken werden.

Ich hoffe aber auch, daß Dresden aus dem Erfolge dieser MozartOper die richtige Konsequenz zieht und ein anderes, fast vergessenes Mozartsches Kunstwerk, das ihm in einer neuen Einrichtung zur Verfügung steht, mit der gleichen Liebe zu einem sicheren großen Erfolge führt. Gewiß wird der in anderer Richtung liegen und bei anderen Kreisen zu suchen sein, auch auf einem ganz anderen Stil der Einstudierung beruhen müssen. Handelt sich's doch nicht um eine heitere Gabe, sondern um den von ernster, antiker Größe erfüllten „Idomeneus". Mozart selbst kannte dessen Schwächen und beabsichtigte eine Umarbeitung. Da ohne diese das Werk aus dramatischen Gründen nicht wirksam ist, haben alle bisherigen Versuche, es dauernd der deutschen Bühne zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt.

Nun hat sich seit Jahren einer der größten Mozart-Kenner, die wir besitzen, dessen Initiative und Stilgefühl wir bereits die herrliche C-moll-Messe Mozorts verdanken, Professor E. Lewicki, intensiv mit dem Werke beschäftigt, und es ist ihm gelungen, bei aller Wahrung der Rechte Mozarts und aller Gewissenhaftigkeit und Scheu vor Zutaten, durch meisterhaftes Zusammenziehen, Verwerten aller mozartschen Vorlagen, scharfes Herausarbeiten der dramatischen Höhepunkte und Tilgung alles überflüssigen Beiwerks ein wirkliches Mozartsches Musikdrama zu gestalten, das neben den Werken Glucks als eine der schönsten Inkarnationen antiken Geistes in neuer Musik gelten kann.

Freilich viel mehr als die Dame Kobold bedarf dieses Werk dramatisch und szenisch künstlerischer Leitung und außerdem hervorragender Gesangkünstler.

Es wäre sehr schön, wenn Dresden bewiese, daß es auch den Idomeneus mit großen Künstlern besetzen und auch dieses Werk vollendet stilvoll herausbringen kann.

Nach meiner Ueberzeugung ist das gerade in Dresden sehr gut möglich. Also folgt dort hoffentlich bald der Dame Kobold der neue „Idomeneus" und dann dem Vorbilde Dresdens mit beiden Werken jede deutsche Bühne, die noch Anspruch auf künstlerische Bedeutung macht!

Die Kommenden.

Von Otto Grautoff.

Der Impressionismus ist erschöpft. Die Bewegung verebbt. Ihre Stilgesetze verschwimmen den Jüngeren wie Schemen der Vergangenheit. Die Schwächeren, die nicht die Kraft finden im Winde des Lebens, auf eigenen Füßen fest zu stehen, der Zeit stark ins Auge zu blicken und das Zeitgefühl zu gestalten, klammern sich an die entgleitenden Schemen und blasen sie mit dem dünnen Feuer ihrer Seele noch einmal auf. Die Nachzügler vergeuden ihre Kräfte um nichts. Die Geschichte vergißt bald ihre schwächlichen Versuche, die Konventionen einer früheren Generation lebendig zu erhalten, nachdem sie unwahr geworden sind. Das Leben fließt weiter. Die Zeitstim-

mung erneut sich. Die Nachzügler sinken zu Boden in ihrem krankhaften Bemühen, Vorüberschwebendes als Ewiggültiges festzuhalten. Auf den Trümmern ihrer Leichen stellen sich die in dieser Zeit Auserlesenen und bauen den Tempel ihrer Wahrheiten, in dem ihre Seele brennt. Sie dürfen nicht wissen, daß, wenn ihr Tag sinkt, auch ihr Tempel der neuen Jugend fremd dünkt und auch dann wieder seine Strukturen den Kommenden wie Schemen entschwinden. Sie müssen hart sein gegen die Vergangenheit, stark sein in sich selber, untertauchen in ihrer Zeit und arbeiten im Tumult der Gegenwart, auf daß die Architektur ihrer Wahrheiten sich klar und strahlend zum Himmel hebt.

Die neue Generation will nicht Augenblicke festhalten, Vorübersausendes erfassen, die Natur zerlegen in Farbe und Linie; sie will zusammenfassen, das Fazit von tausend Augenblicken geben, die Summe vielfältiger Eindrücke abzüglich des Momentanen aufstellen, das Ewiggültige in der Flucht der Erscheinungen herausarbeiten; sie spürt dem großen Zug in den Dingen nach. Die Jugend unserer Zeit ist müde der kleinlichen Analyse; sie will synthetisch sein, Symbole schaffen.

Die neue Generation verachtet Monet und Sisley und spricht hart über Signac und Cross, die das Dogma jener bis zur äußersten Konsequenz durchführten. Sie betet zu Cézanne, Gauguin und van Gogh, die als erste dem Dogma abtrünnig wurden und der neuen Jugend die Bausteine lieferten, mit denen sie ihren Wahrheitstempel errichten konnten. André Derain und Henri Matisse sind die überzeugtesten Kämpfer dieser Kunst. Derain ist der instinktivere Künstler, der weniger seinem Intellekt als seinem Temperament folgt. Er horcht auf seine Stimme; aus seinem inneren Empfinden heraus heben sich die Symbole, in die er die vielen Eindrücke seines Auges zusammenfaßt. Er deformiert die Natur, führt sie auf ihre ursprünglichste Formel zurück. Man empfindet diese aus Linien und Farben zusammengesetzten Organismen nicht mehr als Landschaftsporträts, sondern lediglich als das Symbol ihres Liniengeflechtes und ihrer Farbenharmonien. Jeder Künstler ist einseitig. Und jeder Künstler, der eine eigene Weltanschauung gestalten will, muß übertreiben und die Natur in einem gewissen Sinne deformieren. Es kommt nur darauf an, daß die Uebertreibung proportionell gehalten ist, gemäß dem Ton, welchen man anschlagen will, aber immer im Verhältnis zum Ganzen.

Intellektueller als Derains Kunst ist Henri Matisses Malerei. Aus ihr kann man am klarsten die Prinzipien der neuen Generation ablesen. Er ist der Pädagoge, der Wortführer dieser Gruppe, starrsinnig, konsequent, willensstark und fest. Die Methode wird deutlich in seinen Bildern, oft sogar aufdringlich. Indem wir das konstatieren, kommt uns gleichzeitig der schwerste Vorwurf, den wir gegen ihn erheben können, auf die Lippen. Er ist zu sehr und zu oft Didakt, um immer erwärmen zu können. Verständlich wird gerade daraus, daß die Werdenden sich besonders ihn zum Lehrer wählen. Er ist der geborene Lehrer, geistreich, scharf, streng und organisatorisch. Alle diese Eigenschaften lassen begreifen, daß seine Kunst mehr intellektuell als instinktiv ist. Seine Hauptverdienste liegen im Bahnbrechen. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind die, in denen die Theorie verschwindet, in denen er nichts beweisen will. Den reinsten Genuß gewähren seine Zeichnungen. Unbeeinträchtigt von verstimmender Didaktik sind die Bilder des jungen Pablo Picasso, der, eine heiße, impulsive Natur, leidenschaftlich mit sich gerungen hat, bis er — in letzter Zeit erst — für das neue Empfinden die wahre Form fand. Seine Kunst hat nichts mehr gemein mit den Impressionisten. In dem Naturempfinden und in der Auffassung des Wesens der Kunst steht er den Impressionisten diametral gegenüber. Für ihn und seine Freunde Eugène Braque, Auguste Herlin und André Derain, die neuerdings einen Zirkel bilden, neigt sich die Zeit des Suchens dem Ende zu. Sie zerrissen die Dogmen des Impressionismus, deformierten — oft bis zum Lächerlichen — die Natur, um ihr bis ins Herz zu dringen, und bauten aus dem Ursprünglichen ihre Linienarchitekturen und Farbenharmonien auf. Sie strebten Cézanne nach und recken sich allmählich in ihren Tonwirkungen zu Parallelerscheinungen von Vermeer van Delft und Chardin in die Höhe. Zarte Farbenabstufungen und geschlossene Gesamtwirkung innerhalb einer primitiv ein-

fachen Linienkunst, die persönlich erlebt ist, sind ihre Ziele, denen sie zustreben. Aus der Vergangenheit vieler Völker lasen sie Werte auf, die sie ihren Seelen als verwandt empfinden. Es gibt eine Skulptur Derains, in der die ganze Welt Indiens konzentriert erscheint, inbrünstig, stürmisch empfunden. Ebenso wie die Götterbilder Indiens und Chinas den Jüngeren den Weg zu neuen Schönheiten weisen, wirkt jede reine und unmittelbare Kunst, die frei von cerebralen Einflüsterungen und nachahmender Fingerfertigkeit geblieben ist, stark auf sie ein. Der kindliche Henri Rousseau gilt in ihrem Kreise. Der „douanier-peintre" war ehemals Zollbeamter; jetzt nennt er sich stolz Professor an der philotechnischen Hochschule, seitdem er malt, dichtet und komponiert. Sein kindlicher Sinn, seine empfindsame Ungeschicklichkeit und seine malerische Begabung haben indirekt den Jüngeren mancherlei Anregung gegeben. Eine Sonderstellung unter den Neueren nimmt Othon Friesz ein. Wie alle in diesem Kreis sich gegenseitig beeinflussen und sich aneinander in die Höhe arbeiten, so ist auch Friesz von Derain und Braque zeitweise gelenkt worden; aber er scheint doch immer ein Besonderer. Er hat am tiefsten Cézanne durchdrungen, am gründlichsten seinen Stil des Subtrahierens des Zufällig-Momentanen von dem Gesamtbilde, welches das Auge in sich aufnimmt, erfaßt, seine Reduzierungsmethode, seine Art des Zusammenfassens am klarsten begriffen. Seine Bilder sind einfach. Seine Bemühungen um einen neuen Zeitstil wachsen unmittelbar aus seinem Empfinden heraus. Er jubelt in Farben. Vlaminck kommt ihm nahe, nachdem er seine Härten abgeschliffen; Dufy und Puy stehen ihm zur Seite.

Die mächtige Kraftanstrengung, die sich in dieser Bewegung unter den Künstlern ausspricht, finden wir auch in den literarischen Kreisen. Die Generation von 1880 hat, was die Parnassier nicht konsequent erreichten, mit einem gewaltigen Aufwand von Energie, Zähigkeit und Kraft durchgesetzt: die französische Literatur von dem klassischen Formenpanzer befreit, ihn zerrissen, zerstückelt, unter die Füße getreten. Die Generation tobte zügellos sich im freien Rhythmus aus. Sie wollte Ungebundenheit, absolute Freiheit. Der Formenkodex mußte erweitert werden, sollten Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen werden für die zitternden Mannigfaltigkeiten des modernen Weltempfindens. Auch hier war der Impressionismus das Erste und Symbolismus die Folgeerscheinung. Wie freiheitlich, kühn und mutig die Verhaeren, Griffin, Mistral, Jules Romain, Appollinaire, Guilbeaux ihre Kunstprinzipien jahrzehntelang verteidigt haben, ist mehr als flüchtiger Achtung wert. Man hält Paris für eine Kunst- und Literaturstadt und weiß im Ausland nicht, wie schwer in dieser Stadt es jede neue Generation hat. In keiner Stadt der Welt braucht ein Werdender einen so fest gefügten Charakter wie in Paris, wenn er nicht im Elend oder im Arrivistentum zugrunde gehen will. In keiner Stadt mangelt dem Künstler so sehr im Publikum ein Resonanzboden. Vielleicht, daß die Kommenden, die die Synthese bringen, einen leichteren Stand haben, gerade, weil sie in ihren Werken die Erfahrungen Vieler vor ihnen zusammenschließen.

Der Luftkrieg.

Von Felix Paul Greve.

Wells ist der Gestalter eines unendlich komischen Wesens, nämlich des modernen jungen Mannes, der bei ungenügenden Verstandskräften und unzulänglicher Bildung von jener explosiven Begeisterung für alles Moderne, für jeden — namentlich technischen — Fortschritt erfüllt ist, die ihn zum Beispiel an den Tagen wimmelnder Massenausflüge mit seinem Rennrad (Uebersetzung 100, Lenkstange abwärts gebogen) auf die Landstraße hinaustreibt — einer Begeisterung, die ihm zum Verächter seiner selbst und jeder Gefahr, zum unwillkürlichen Versuchstier einer ganzen Schicht von Menschen macht. Dieser moderne junge Mann wird irgendwie durch seine Begeisterung hinübergerissen in eine ihm fremde Welt, wie die Muschel auf den Strand geworfen wird — sei es nun in die Welt des Reichtums (Kipps), in die Welt des Intellekts (Love and Mr. Lewisham) oder in die Welt technischer Errungenschaften (Die ersten Menschen im Mond; Der Luftkrieg). Die Kapriolen,

die der junge Mann schlägt, während er krampfhaft versucht, sich in der fremden Welt zu Hause zu fühlen — sie sind ein Bild der Verwirrung, die wir bei der Bewältigung jeder neuen Errungenschaft im großen erleben, und in ihnen liegt des Autors Stärke. Was sich da zeigt, ist kein Humor, es ist reine Komik. Nichts kann zum Beispiel komischer sein als in dem neuen Buch die Szene, wie Bert Smallways den Ballon, der ihn wider seinen Willen entführt, auskundschaftet und versucht, die Leine der Reißbahn zu ziehen, während er 2000 Meter über dem Lande schwebt; oder wie er in einer gasgeschwängerten Atmosphäre nach Streichhölzern tastet, um sich eine Zigarre anzuzünden, und wie er flucht, weil die andern so vergeßlich waren, ihn vor dem Verbrennen oder dem Sturz aus den Lüften zu bewahren. — Daß Wells dabei ein Meister der Schilderung von Massenbewegungen ist, wird mittlerweile zur Trivialität. Nur die ernsteren Aufschwünge vermeidet man gern, wenn sie nicht durch das Medium seiner fast immer köstlichen Gestalten (der Plural ist falsch, es ist stets nur die eine) kommen. Im ganzen ein typischer Wells, das heißt, das Ideal einer leichten und doch wertvollen Unterhaltungslektüre — leicht, schwebend in ihren Gedankenflügen, von unausschöpflicher Komik und niemals ermüdend. Diesem Buch fehlt wie manchen andern des Autors nur eins zur Vollkommenheit: die Verbreitung. Man müßte ihm überall da begegnen, wo sich heute eine intellektuell unreine Romantik spreizt, sei es die der Kriminalistik oder die der verlogenen Liebessentimentalität. Dem Buch fehlen ganz einfach 50 000 Leser.

Ausstellung von Wohnungseinrichtungen.*)

Von K. G.

Ueber die Wohnungsausstellung in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin sind viele harte Urteile gefällt worden: „Wo bleiben die Künstler? Ja, München, Dresden und Darmstadt, das ist ganz etwas anderes.“ Von ihrem Standpunkte aus haben die Kritiker recht. Eine Kunstausstellung ist die Wohnungs-Ausstellung nicht. Schon der ganze Aufbau ist plump. Neben schönen Möbeln sehen wir Möbelmonstren. In hübschen Zimmern hängen Bilder von kühner Fürchterlichkeit, und auf geschmackvollen Schränken stehen die berühmten Nippesfiguren. Eine Kunstausstellung ist die Berliner Wohnungsausstellung nicht — und doch ist sie interessant.

Fast alle Berliner Möbelfirmen, kleine und große, sind vertreten. Jeder hat eben ausgestellt, was er täglich anfertigt, was er verkauft. Sein Material versteht er zu bearbeiten, und sein Geschmack, der richtet sich nach seinen Kunden; er will verkaufen. Die Berliner Ausstellung ist sicher eine sehr ehrliche Ausstellung. Wir sehen, was gekauft wird. Neben schönen Einrichtungen, überladenes Zeug. Es ist aber sicher nicht die Sache der Tischlermeister, die große Masse der Käufer zu erziehen, sie kämpfen ums Brot und wollen leben. Diese Erziehung müßte und sollte an anderer Stelle erfolgen. Ich glaube, wenn man mit solchen Augen die Ausstellung betrachtet, ist man gerechter.

*) Vgl. die illustrierten Beilagen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Geschäftliches.

Für den Skatabend hat die **Bremer Zigarrenfabrik Heinrich Lotz** ihren Abnehmern Skatblocks und nach Wunsch auch deutsche oder französische Karten, sowie Skatteller zur Verfügung gestellt und benutzt diese Gratisbeigaben zur neuesten Propaganda für die beliebte Skatkiste „Vier-Wenzel-Sortiment“ (350 Stück Zigarren und Zigarillos inkl. Skatbeilagen M. 20.— portofrei). Wir möchten unsere verehrlichen Herren Leser bitten, die der heutigen Ausgabe beiliegende Spezial-Offerte der Firma Heinrich Lotz Bremen, beachten zu wollen.

Jeder Tag der Arbeit raubt Nervenkraft. Die Stärkung der Nerven, d. h. die Ergänzung ihrer verbrauchten Kraft, ist daher für jeden modernen Berufsmenschen eine Lebensfrage und eine ernste Pflicht. Das von der Wissenschaft anerkannte und von den Aerzten erprobte Mittel, das hier in Betracht kommt, heißt „Sanatogen". Sanatogen stärkt und stählt die geschwächten und erschöpften Nerven, indem es diese **nährt,** indem es ihnen die wichtigsten Bestandteile ihres organischen Aufbaues zuführt und dadurch die verbrauchte Kraft ersetzt. Die natürliche Folge davon ist die Neubelebung und Verjüngung des gesamten Organismus, eine beglückende Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen.

So mancher würde sich wie neugeboren fühlen, wenn er sich entschließen könnte, einen Versuch mit Sanatogen zu machen.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogen-Werke Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.